

Amanda McGrey

# PARAFORCE



BAND 35

Amanda Harris

Invasion aus dem »Y«-Sektor

[WWW.GEISTERSPIEGEL.DE](http://WWW.GEISTERSPIEGEL.DE)



Amanda McGrey

**Paraforce**

Band 35

**Amanda Harris**

**Invasion aus dem »Y«-Sektor**

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2019 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## *Virginia USA*

Das Unwetter wütete.

Die Scheibenwischer kämpften vergeblich gegen die Regenflut.

Trotzdem jagte der schwarze Kastenwagen mit halsbrecherischem Tempo über die schmale Piste. Wasserfontänen spritzen hoch, wenn das Fahrzeug in die großen Pfützen tauchte.

Kurz vor dem Schild *STOP - MILITARY* bog der Wagen scharf nach rechts in die Berge ab. Der Regen peitschte nun gegen die Karosserie.

Die schmale Piste führte zum Mount Weather.

Etwa eine Meile raste der Wagen weiter, bis die Bremslichter aufleuchteten. In der Mitte einer leichten Senke blieb der schwarze Kastenwagen stehen.

Dann geschah Seltsames.

Das Stück Straße mit dem Fahrzeug fuhr wie ein Fahrstuhl abwärts und scheinbar von Geisterhand schob sich eine Asphaltplatte über die Schachtöffnung. Der Regen prasselte darauf und innerhalb von einer Minute unterschied sich dieses Stück Straße in keiner Weise mehr von der anderen Piste.

## *Mount Weather Geheimbasis*

Der Kastenwagen jagte unterirdisch über eine bestens ausgebaute Straße. Ein Highway stand ihr in nichts nach.

Nach vielleicht vier Minuten stoppte das Fahrzeug vor einer Rampe. Vier Männer mit Maschinenpistolen umstellten den Wagen. Dann erschienen sechs Perso-

nen in grünen Operationskitteln. Zwei schoben hastig eine Rollbahre an die Heckklappe des Wagens, die nach oben schwang. Eine große blonde Frau in einem dunklen Kostüm sprang heraus, gefolgt von zwei Männern in weißen Kitteln.

Etwas wie ein OP-Tisch schob sich aus dem Wagen und ein in weiße Tücher verpackter Körper wurde von dem Tisch auf die Rollbahre gelegt. Dann ging es rasch zur Rampe hinauf.

Nur zehn Minuten später scharte sich ein Operationsteam um einen völlig entblößten, mit Blutspuren verschmierten Körper. Um den Kopf der Person schlang sich wirres, teils mit Blutkrusten verklebtes schwarzes Haar.

*Zwei Tage später*

Ein großzügig angelegter Konferenzraum.

Acht Personen saßen um den ovalen Tisch.

Sieben Personen – davon zwei Frauen – in der Uniform und mit Rangabzeichen hoher Offiziere und eine Zivilistin.

Die große, aparte, blonde Frau, der man die Siebzig nicht ansah, öffnete die grüne Mappe mit dem Emblem der Navy.

»Wir konnten die zerstörten Nervenbahnen durch das Einsetzen von Minichips wieder herstellen. Der zerstörte Nackenwirbel wurde durch Titan ersetzt. Der Sehnerv des rechten Auges wurde durch einen Spezialchip ersetzt. Dieser bewirkt gleichzeitig, dass die Patientin mit diesem Auge Röntgenstrahlen aus-

senden kann. Dazu bedarf es aber noch zahlreicher Trainingseinheiten.«

Der grau melierte, hagere Mann mit den Rangabzeichen eines Admirals räusperte sich. »Weiß die Patientin von dieser ... Sonderausstattung, Dr. Coventree?«

Die Angesprochene verneinte. »Noch nicht. Ich bin froh, dass sie noch lebt.«

Die Tür des Konferenzraumes öffnete sich. Alle Blicke glitten dort hin. Der Admiral deutete auf einen freien Stuhl. »Nehmen Sie Platz, Sir Blackstone.«

Wortlos schob Dr. Coventree ihm die Akte hin.

Der Neuankömmling las aufmerksam.

Endlich lehnte er sich zurück. »Was ist mit der Gehfunktion? Ein Rückenmarksnerv ist durchtrennt.«

»Es gibt eine Möglichkeit ... dazu benötigen wir ...«

Blackstone machte große Augen. »Sie denken, das funktioniert?«

»Es wurde im Auftrage der NASA entwickelt.«

»Ja ...« Blackstone wedelte mit den Armen. »Es wurde niemals ausprobiert.«

Die große blonde Frau nickte. »Dazu haben wir jetzt Gelegenheit. Es ist die einzige Chance.«

Der Admiral beugte sich vor. »Für wann haben Sie die Operation angesetzt, Dr. Coventree?«

»Für morgen sechzehn Uhr. Professor Victoria van Dyke aus Rotterdam sitzt bereits im Flieger.«

*Ein Jahr danach – Davos, Schweiz*

Hotel Seehof in Davos.

Die schneeweiße Stretchlimousine hielt am Portal.

Zwei Portiers in Galauniform standen parat – einer öffnete die Fondtür und einer den Kofferraum. Das Gesicht der Dame im Pelz, der farblich der Luxuskarosse glich, würdigte beide keines Blickes. Das Antlitz verbarg eine große Sonnenbrille.

In den Hochhackigen von *Imagine Vince* schritt sie über den roten Teppich in die Halle. Dort schien sie sich kurz umzusehen, dann strebte sie zielsicher der Rezeption zu.

Der junge Mann in der Hoteluniform lächelte ihr entgegen.

»Manuela de Bricason«, kam es in einem Timbre, das den Rezeptionisten innerlich erbeben ließ.

Der schluckte trocken und richtete den Blick auf den Monitor. Dann nickte er.

»Oh ja – herzlich willkommen im Seehof.« Er angelte einen Schlüssel von dem Teakholzbrett und reichte ihn der Dame. »Die Queens Suite. Ich lasse das Gepäck nach oben bringen.«

»Merci«, kam es von der Dame – begleitet von einem hochmütig wirkenden Lächeln. Sie ergriff den mit einem pompösen Anhänger behafteten Schlüssel und stakste zum Lift.

Eine Stunde später hatte sie geduscht, sich umgezogen und griff zum Telefon.

Sie wählte eine Nummer, die sie im Kopf hatte. Das Rufzeichen lief viermal, dann erklang eine tiefe Stimme: »Ja?«

»Bricason, Deal«, kam es nur von der Anruferin.

Einen Moment herrschte Schweigen in der Leitung –

dann: »Quadrant 67-9. In zwei Stunden.«

Damit war das Gespräch beendet.

Manuela de Bricason fuhr mit dem Lift ins Foyer und betrat von dort die Bar.

»Cosmopolitan«, sagte sie kurz zu dem Keeper.

Zwei Minuten später stand der Cocktail vor ihr. Da schob sich eine große, blonde Frau auf den Barhocker nebenan. Obwohl im fortgeschrittenen Alter, wirkte sie jugendlich apart.

»Das Gleiche bitte«, sagte sie auf den fragenden Blick des jungen Mannes hinter dem Tresen.

Nachdem sie das Getränk erhalten hatte, zog sie dezent an dem grünen Strohalm. Dann kam es leise: »Alles okay?«

Nach etwa dreißig Sekunden kam es zurück: »Bald weiß ich mehr.«

Die große Blonde nickte unmerklich und glitt von dem Hocker. Mit dem Drink in der Hand schritt sie zu einer Informationstafel.

Der schwarze Jeep arbeitete sich durch die verschneite Landschaft immer weiter aufwärts. Schneegestöber setzte ein. Manuela de Bricason setzte die Scheibenwischer in Gang. Der Allradantrieb begann schwerer zu arbeiten.

Diffus zeichnete sich die Skihütte unterhalb der Seilbahnstation Jakobshorn ab.

Manuela de Bricason bremste den schweren Wagen ab. Die Scheinwerfer warfen bizarre Reflexe in die Eiskristalle des Schnees.

Sie schaltete den Motor ab und löschte das Licht.

Eiskalter Wind umfing sie, als sie die Tür aufstieß.

Manuela de Bricason zog den Mantel enger um den Körper. Es wurde bereits dunkel. Bis zur Hütte mochten es wohl dreihundert Meter sein. Zahlreiche Schneewehen versperrten den Pfad.

Die Frau stemmte sich gegen den Wind. Der Schnee stach unangenehm in ihr Gesicht. Mehrfach versank sie bis zu den Knien in der weißen Masse. Es hatte auch nicht den Anschein, als wolle es in der Nacht aufhören zu schneien.

Sie näherte sich der Hütte bis auf zwanzig Meter. Dann blieb sie abrupt stehen.

Etwas warnte sie.

Etwas stimmte nicht.

Sie erkannte keinerlei Lichtschein.

Andererseits, so überlegte sie, war ihr Informant vorsichtig.

Sie atmete tief die eisige Luft. Dann fiel es ihr auf.

Alle Fensterläden zeigten sich offen.

Bei diesem Schneesturm würde das niemand tun!

Plötzlich roch sie die Gefahr förmlich und ... Tod.

In ihrem hellen Pelzmantel hob sie sich bei dem Schneegestöber kaum von der Umgebung ab. Das stellte für Manuela de Bricason einen bedeutenden Vorteil dar. Es gelang ihr, bis an das Fenster der linken Giebelwand zu kommen. Mit ihrer mitgeführten Stablampe leuchtete sie in den Raum. Der Lichtstrahl reflektierte. Sie konnte nichts erkennen. Sie schlich zurück zur Eingangstür. Diese knarrte leicht im Wind.

Ein etwa zehn Zentimeter breiter Spalt zeigte sich. Die junge Frau zog die Browning aus dem Mantel. Sie stellte sich flach seitlich zur Tür und stieß diese auf. Mit einem Geräusch, das sich wie ein Zwitter zwischen verstimmter Querflöte und Triangel anhörte, schwang die Bohlentür auf.

Die junge Frau wartete.

Nichts passierte.

Sie bückte sich; die ausgeschaltete Lampe zwischen den Zähnen formte sie mit einer Hand einen Schneeball und schleuderte ihn in den Raum.

Keine Reaktion.

Mit einem Sprung – die Waffe im Anschlag – sprang sie in den Raum. Der Strahl der Stablampe zerschnitt die Finsternis.

Ein verzerrtes Gesicht starrte sie an – die Mündung der Luger war genau auf sie gerichtet.

Manuela de Bricason stand wie aus Stein gemeißelt.

In ihrem Kopf lief ein Film ab.

*Neunmillimetergeschoss ... Eintrittsloch glatt und rund ... Austritt ... ihr würde der halbe Schädel fehlen ...*

Der gefächerte Strahl der Lampe schwankte leicht.

Der Atem der jungen Frau stand wie eine dicke, gefrorene Wolke vor ihrem Gesicht.

Jetzt sah sie es.

Der Schneeball hatte das Kinn des Mannes getroffen und hing in kleinen Flocken aus dem Bart.

Sie schmolzen nicht.

Der Mann in dem Korbsessel musste mindesten eine Stunde tot sein.

Manuela de Bricason machte einen Schritt vor. Nun sah sie auch das geronnene Blut knapp neben dem geöffneten Reißverschluss des Anoraks.

Die Kugel hatte genau ins Herz getroffen. Bedingt durch die Kälte – immerhin um die Minus achtzehn Grad – und eine sofort eintretende Muskellähmung, war das Mordopfer nicht umgefallen. Auch umkrampften die steif gefrorenen Finger noch die Luger.

Manuela de Bricason hatte keinerlei Zweifel daran, dass es sich bei dem Toten um ihren Informanten handelte.

Sie atmete tief ein, dann begann sie mit der Durchsuchung der Leiche.

Nichts, was einen Hinweis auf die ihr zuge dachte Botschaft geben könnte.

Da das Opfer die Waffe auf die Tür gerichtet hatte, musste von dort die Gefahr gekommen sein. Vielleicht war die Reaktionszeit zwischen Erkennen und Abwehren eine Sekunde zu lang.

Manuela de Bricason leuchtete die spartanische Einrichtung ab. Ein Schrank für Notvorräte, ein Miniherd und eine schmale Koje.

Mit zwei schnellen Schritten stand sie vor dem Notbett mit dem Strohsack. Wenn ihr Informant bewaffnet war, dann rechnete er mit einem Überfall.

Die Finger der jungen Frau glitten unter dem Strohsack entlang – dann in das Innenleben ... Nichts!

Ratlos richtete sie sich auf. Doch dann kam ihr eine Idee. Sie sackte auf die Knie und ihre unbehandschuhten Hände tasteten die hinteren, zur Wand gerichteten

Beine der Koje ab.

Bingo!

Sie fühlte Klebeband und dann ... einen Schlüssel.

Mit einem mächtigen Ruck zog sie die Klebebandbefestigung ab. Sie betrachtete den Schlüssel kurz im Licht ihrer Lampe. Daran ein eingerollter Umschlag.

Es hatte den Eindruck, als handele es sich um einen Schließfachschlüssel.

Wo sich dieses Fach befinden mochte, würde sie später versuchen herauszufinden.

Da knallte die Hüttentür zu.

Die junge Frau wirbelte herum.

Etwas knirschte von außen an der Tür.

*Scheiße! Der Killer war noch da!*

Die Erkenntnis kam zu spät.

Die junge Frau sprintete zum Giebelfenster. Da sah sie vier in Kampfanzügen steckende Personen. Etwas surrte. Es wurde total finster vor der mit Eisblumen bedeckten Scheibe.

Manuela de Bricason rannte zum entgegengesetzten Fenster. Auch da tauchten Vermummte auf. Blitzschnell verschlossen sich die Fensteröffnungen mit schweren Spanplatten. Die junge Frau hörte durch den Sturmwind das Surren der Akkuschauber. Fast schön höhnisch klang es.

Verdammt! Man wollte sie hier einschließen.

Und dann?

Sie dachte nicht weiter, denn der schwefelartige Geruch breitete sich bereits in dem Raum aus.

Gehetzt ließ die junge Frau den Strahl der Handlam-

pe kreisen.

Es gab kein Schlupfloch.

*Zur selben Zeit im Hotel Seehof, Davos*

Die große blonde Frau horchte mit zusammengepressten Lippen in das Mobiltelefon.

»Sie haben sie allein fahren lassen?«, kam es beherrscht, aber mit zornigem Unterton aus dem Gerät.

»Sie bestand darauf«, kam es zurück.

Sie vernahm das schwere Atmen am anderen Ende der Verbindung.

»Himmel Herrgott ... sie ist nach der schweren OP noch nicht voll fit! Sie war über zwei Stunden klinisch tot! Es ist ein Wunder und den Forschungen unserer Labore zu verdanken, dass sie überhaupt wieder lebt!«

Die Blonde schluckte. Sie erinnerte sich genau an den Moment. Das viele Blut ... sich unaufhaltsam ausbreitend ... das *Dumdum-Geschoss* hatte einen großen Teil des Nackens zerfetzt ...

»Dr. Coventree ...«, vernahm sie eher wie durch Watte die Stimme von Blackstone.

»Ja ...«, kam es gequält.

»In der Paraforce-Zentrale haben wir das Chip-Signal aus dem Bereich der Seilbahnstation Jakobshorn. Umkreis vierhundert Meter. Genauer können wir es nicht ermitteln.«

Dr. Joyce Coventrees Wangenmuskeln mahlten. »Ich bin unterwegs!«

Nur wenig später jagte schlingernd der Grand Che-

rokee über die verschneite Hauptstraße von Davos.

Der Sturm ließ die mit Eiskristallen durchsetzten Schneeflocken gegen die Frontscheibe knallen.

Angespannt blickte die Fahrerin nach vorn. Unendlich lange schien es zu dauern, bis der Abzweig zur Jakobsbahn im Schneegestöber auftauchte.

Zeitgleich klebte Manuela de Bricason unter dem Gekälk der drei Meter hohen Deckenkonstruktion. Den Mantel hatte sie achtlos auf den Hüttenboden geworfen. Das Zyanidgas würde erst über den Boden kriechen. Aber die Bedrohte musste rasch einen Weg nach außen finden.

Sie spürte, dass ihre Muskeln ihr noch nicht so gehorchten, wie sie es gewohnt war.

Ihr Blick richtete sich nach oben. Dabei kniff sie das linke Auge zu. Da geschah etwas Eigenartiges.

Das rechte Auge begann, in der Finsternis einen roten Strahl auf die Decke zu werfen.

Manuela de Bricason erschrak. Doch dann staunte sie. Sie konnte in die Konstruktion der Decke hineinblicken. Sie erkannte Haken und Ösen, Schrauben und ... eine Schwachstelle.

Nachdem sie das andere Auge auch wieder geöffnet hatte, sah sie nur Schwärze.

Erneut kniff sie das linke Auge zu. Sogleich entstand vor ihr wieder das schwarz-weiße, in Graustufen unterteilte Bild.

Die junge Frau schluckte.

Trotz der Kälte stand ihr der Schweiß auf der Stirn.

Doch sie wusste, was zu tun war. Sie fingerte die Waffe aus dem Bund der Skihose.

Sie fixierte eine bestimmte Stelle in der rechten Ecke des Daches an. Es war nicht leicht, zu zielen, wenn man in einem Querbalken klemmte und das Gleichgewicht halten musste.

Manuela de Bricason atmete aus ... hielt die Luft an und schoss.

Die Winkelverschraubung unter der Deckenverkleidung barst. Zwei faustgroße Stücke sprengten aus dem Dach. Eisige Luft schoss in die Hütte.

Manuela de Bricason griff mit einer Hand nach.

Genau zu dieser Zeit erfassten die Scheinwerfer des Jeep Cherokee den parkenden Geländewagen. Doch Joyce Coventree sah noch mehr. Ein schwarzer Helikopter ohne Kennzeichnung hob vom Boden ab und schleuderte einen wahren Schneetornado auf. Für Sekunden sah Joyce Coventree trotz eingeschalteter Scheibenwischer nichts mehr.

Eine MP-Salve ratterte scharf über den Cherokee.

Die Fahrerin warf sich in den Fußraum. Eine Seitenscheibe splitterte, das Donnern des Hubschraubers ließ die Karosse erbeben.

Plötzlich herrschte Stille.

*Vier Stunden später*

Ein Anruf aus der Paraforce-Zentrale über das Auswärtige Amt piff die Polizei zurück.

Der Schuss in die Dachkonstruktion der Hütte hatte

für Luftwirbel gesorgt und das Giftgas zurück auf den Boden gedrückt. Manuela de Bricason war es gelungen, eine Öffnung zu schaffen, durch die sie den Kopf recken konnte. Der Helikopter war direkt über sie hinweg gerauscht. Joyce Coventrees Ankunft hatte die Bande – wer auch immer dahinterstecken mochte – zur raschen Flucht animiert.

Nun saßen die beiden Frauen in der Queens Suite des Hotels.

»Ich hätte deinen Alleingang nicht zulassen dürfen«, stieß Joyce Coventree zum wiederholten Male aus.

Sie hatte die Untersuchung der jungen Frau abgeschlossen und atmete auf, als sie nichts Besorgniserregendes feststellen konnte. Ihr Blick glitt über die noch sehr frisch herausstechenden Narben am Nacken, an der linken Schulter und in der Mitte der Wirbelsäule.

»Es ist ein Wunder, dass du noch ...«, die Wissenschaftlerin biss sich auf die Lippen, »... wieder lebst.«

Die junge Frau warf mit den Händen das lange schwarze Haar über den bloßen Rücken. Sie atmete tief ein und aus. »Ich kann mich eigentlich nur an den Schuss und den rasenden Schmerz erinnern«, kam es leise über ihre Lippen. »Dann schwirrten grelle farbige Spiralen vor meinen Augen. Ein Gefühl des Schwebens kam über mich.

Ich glitt in blaue und weiße ... Luftblasen. Dann setzt meine Erinnerung aus.«

Joyce umarmte sie. »Du bist mehrere Tage tot gewesen. Nur weltraumtechnische Errungenschaften haben dein Gehirn am Leben gehalten. Statt Blut floss durch

deinen toten Körper eine Nährflüssigkeit. Darm und Blase wurden mit einem Spezialöl vor dem Verfall geschützt.«

Man sah Dr. Coventree an, wie sie die Erinnerung erschütterte.

»Justine Marlow pendelt immer noch zwischen den Sphären und es besteht der Verdacht, dass sie mit den neuesten Ereignissen zu tun hat.«

Ihr Gegenüber kleidete sich wieder an.

»Leider wurde unser Informant ausgeschaltet. Konnte man aus seinen Anrufen bei Paraforce die Identität inzwischen ermitteln?«

Joyce Coventree schüttelte den Kopf. »Er muss ein Cyber-Experte gewesen sein. Die letzte Serverstation lag auf Samoa.«

Die junge Frau stand von der Couch auf und griff zum Notebook. Sie rief eine Datei auf.

Nebenbei bemerkte sie: »Denkt Blackstone wirklich, meine neue Identität könnte die Organisation von Justine Marlow davon abhalten, mich umzubringen? Der Tod des Informanten zeigt uns doch, wie gut das Nachrichtensystem der Gruppe funktioniert.«

Joyce Coventree schlug die scheinbar endlos langen Beine übereinander. Sie zeigten sich in hellen Nylons makellos wie bei einer Dreißigjährigen.

»Im Moment denkt Justine Marlow wohl noch, dass Amanda Harris tot ist. Also machen wir es ihr nicht zu leicht.«

*Observatorium Greenwich – eine Stunde vorher*

Dr. Gordon McPerson hatte das Teleskop auf den Mondkrater *Stöfler* ausgerichtet. Die Kamera machte automatisch alle dreißig Sekunden Aufnahmen.

Es handelte sich um einen Einschlagkrater im Süden der Mondvorderseite, südöstlich des *Mare Nubium*, östlich des Kraters *Tycho* und westlich von *Maurolycus*. Der Krater erwies sich als stark erodiert, sein südöstlicher Teil überdeckte *Faraday*. Das Innere zeigte sich weitgehend eben.

Normalerweise kannte man das Gebiet gut. Doch vor sechs Monaten war McPerson etwas aufgefallen und dem wollte er auf den Grund gehen.

Ein scheinbar quadratischer Bereich – von der Fernmessung als vierzig mal zwanzig Meter angegeben – wirkte in gewissen Perioden dunkler als der andere Bereich. Es konnte sich um keinen Schatten handeln.

Eher zufällig war ihm das auf einer Fotoserie aufgefallen.

In einem Artikel einer astronomischen Fachzeitung hatte er auf das Phänomen aufmerksam gemacht. Nur zwei Wochen später hatte er Besuch von zwei Männern erhalten, die sich als Mitarbeiter der UK Space Agency, kurz UKSA, identifizierten. Sie interessierten sich für das Phänomen und baten McPerson um einen detaillierten Bericht.

Was er nicht wissen konnte ... diese Männer arbeiteten für eine geheime UNO-Organisation. Für Paraforce.

Die Organisation war auf einige Merkwürdigkeiten

aufmerksam geworden, die sich in bestimmten periodischen Abständen ereigneten. Einer der Rechercheure, dessen Aufgabe darin bestand, Pressenotizen von mysteriösen Ereignissen zu verfolgen, stieß auf den Artikel des Astronomen.

Die Zeitpunkte der Vorkommnisse deckten sich mit den Mondbeobachtungen von Dr. McPerson.

Dieser ließ gerade die letzten Fotos durch die Auswertung laufen.

Da stutzte er.

Das Tor ... oder was immer es sein mochte ... hatte sich wieder geöffnet. Doch diesmal erkannte man eine Art grünliche Wolke darüber.

McPerson schüttelte den Kopf und ließ eine neue Serie von Fotos starten.

### *Davos*

Die hochgewachsene schwarzhaarige Frau schaute die Wissenschaftlerin ernst an.

»Du hast mir das Leben gerettet.« Leise kam es über die fein geschwungenen Lippen.

Dr. Joyce Coventree schloss für einen Moment die Augen. Dann kam es geflüstert:

»Deinen Tod hätte ich nicht ertragen können.«

Eine Träne stahl sich aus einem Auge.

Das Mobiltelefon unterbrach weitere sentimentale Gedanken. Joyce nahm das Gespräch an. Sie lauschte. Endlich entgegnete sie: »Verdammt Blackstone, ich sag's ihr schon!«

Damit drückte sie das Gespräch weg.

Amanda Harris, alias Manuela de Bricason, blickte die Blonde scharf an.

»Was sollst du mir sagen?«

Die Wissenschaftlerin seufzte. »Ein Großteil deines Rückenmarkkontaktes in der Halswirbelsäule war von dem Dum Dum-Geschoss zerstört worden. Selbst, wenn du eine einfache Überlebenschance gehabt hättest, wärest du ... absolut gelähmt.«

Amanda schluckte hart.

»Gleichzeitig war ein Sehnerv unterbrochen worden. Klar ausgedrückt, du warst ein menschliches Wrack.«

Nun berichtete Joyce von der revolutionären Operation.

Danach herrschte tiefes, langes Schweigen.

Man spürte Amandas innere Aufgewühltheit.

Sie lehnte in ihrem Sessel, mit geschlossenen Augen. Dann - eher blinzeln - öffnete sie diese wieder.

»Demnach hast du mich neu geboren«, murmelte sie.

Joyce lachte nun hart auf. »Du musst aber nicht Mama zu mir sagen.«

Ein verblüffter Ausdruck huschte über das Antlitz der Paraforce-Agentin. Dann löste sich die Anspannung in einem herzlichen, erlösenden Lachen.

Joyce erhob sich und klappte den Laptop auf. Ein Symbol materialisierte, dann eine Fotostrecke. »McPerson hat weitere Aufnahmen gemacht. Das Loch oder Tor ... egal, wie man es nennen will ... öffnet und schließt sich in einem achtundvierzigstündi-

gen Rhythmus.«

Amanda blickte interessiert auf den Plasmaschirm. »Du denkst, die mysteriöse Nachricht des noch unbekanntes Informanten und dieses Mondereignis hängen zusammen?«

Joyce stieß die Luft aus. »Es ist naheliegend. Den Anruf, den die Paraforce-Zentrale aufzeichnete, lässt keinen Zweifel daran aufkommen, dass der Unbekannte etwas für die Welt Gefährliches mitzuteilen hatte. Dafür verlangte er, in ein Zeugenschutzprogramm der höchsten Stufe aufgenommen zu werden. Der Anruf wurde aus einem Armeelager der US-Streitkräfte in Kabul lokalisiert. Wie wir aber aktuell feststellen konnten, hat das keinerlei Bedeutung.«

»Es kann ein Armeeingehöriger gewesen sein und auch nicht«, murmelte Amanda Harris.

»So ist es!«, bekräftigte die Wissenschaftlerin. Nun zog sie die von Amanda gefundene Nachricht aus einem Etui.

Es handelte sich um eine Parabel, technische Formeln und eine Reihe noch nicht identifizierter Zahlen. Möglicherweise Codes.

»Vielleicht kann man das bei Paraforce durch BIG SOPHIE jagen«, murmelte Amanda.

BIG SOPHIE war der interne Spitzname eines absoluten Superrechners. Entwickelt für zukünftige Raumfahrtprogramme.

Joyce Coventree nickte. »Ich habe es bereits übermittelt.«

»Was ist mit diesem Mondrätsel?«

Die Wissenschaftlerin lehnte sich etwas zurück. »Es kann sich um einen Gasausbruch handeln. Wir wissen ja nicht, was sich unter der Mondoberfläche befindet. Eventuell so was wie auf der Erde Lava.«

Amanda schüttelte den Kopf. »Eher Gas ... aber das würde sich in atmosphärelosem Zustand anders verhalten.«

Ein erneuter Anruf von Blackstone unterbrach die Überlegungen. »Dr. Coventree, ich schicke Ihnen etwas auf den Schirm. Das hat *Mount Palomar* vor einer Viertelstunde aufgezeichnet.«

Sogleich zeichnete sich ein Video auf dem Laptop ab.

Es zeigte wieder diese Öffnung, wieder dieses grünliche nebelartige Gebilde, doch etwas war anders. Es quoll aus der Öffnung, entwickelte sich zu einem Wirbel und schien dann in den Weltraum zu schießen. Das dauerte lediglich zwei Sekunden. Dann zeigte sich in dem Mondkrater nichts mehr.

»Bullshit!«, spie die Paraforce-Agentin aus. »Was ist das?«

»Das wissen wir eben nicht«, kam es von Blackstone aus New York. Joyce hatte das Telefon auf Lautsprecher gestellt.

»Okay«, kam es von Amanda. »Ich versuche, die Spur unseres Informanten aufzunehmen. Er kann ja nicht aus dem Nirgendwo angereist sein.«

»Haben Sie Spuren eines Fahrzeuges gefunden?«

Amanda verneinte. »Diese hat der Schnee auch sicherlich zugedeckt. Möglicherweise hat diese Sonder-

einheit es auch verschwinden lassen.«

Blackstone schnaufte. »Wir wissen nicht mal, was das für Leute gewesen sind. Das Radar hat den Helikopter angeblich nicht erfasst. Zum Glück konnte ich die Polizei heraushalten. Suchen Sie nach Spuren!«

*Am nächsten Morgen*

Der Schnee hatte nachgelassen und eine schüchterne Sonne verkündete bestes Skiwetter.

Amanda und Joyce standen unterhalb der Seilbahnstation, nahe der Hütte.

»Wir sollten uns den Toten noch einmal ansehen. Bisher hat ihn noch niemand entdeckt. Wenn es so weit sein wird, gibt es einen Aufstand und die Polizei ist nicht mehr rauszuhalten«, knurrte Amanda. »Was ist mit dem Schlüssel?«

»Später«, zischte Joyce.

Amanda nickte. »Dann los!«

Sie wendeten auf ihren Skiern und strebten in *Wedelbahnen* der Hütte zu.

Die Tür erwies sich noch als verschlossen.

Sie hatten sich auf etwa vierzig Meter genähert, da spritzte direkt vor Joyce' Skiern Schnee auf. Dann noch einmal.

»Scheiße!«, rief Amanda aus. »Da sitzt irgendwo im Wald ein Scharfschütze!«

Sie machten eine rasche Kehre. »Ja«, rief die Wissenschaftlerin, »und er benutzt einen Schalldämpfer!«

Sie hielten auf eine kleine Buschgruppe zu.

Dort gedeckt nestelte Amanda ihr Fernglas hervor.

»Er sitzt auf einem Hochstand – hundert Meter hinter der Hütte. Er trägt einen Tarnanzug.«

»Den werden wir nicht los«, murmelte Joyce.

Statt einer Antwort öffnete Amanda ihren Overall. Sie zog ein faustgroßes schwarzes Gebilde hervor. Danach schraubte sie den Griff des rechten Skistocks ab.

Joyce fehlten die Worte.

Was die Paraforce-Agentin da in kürzester Zeit zusammengebaut hatte, erwies sich als kleiner Raketenwerfer.

»So, meine Liebe, jetzt muss sich zeigen, was deine in mir verbaute Weltraumkunst kann.«

Sie kniff ein Auge zusammen und sogleich aktivierte sich ihr Röntgenblick auf dem geöffneten Auge.

Sie sah das Herz des Schützen schlagen.

Die Agentin legte den Lauf des Raketenwerfers in eine Astgabel.

Ihr Finger krümmte sich um den Abzug.

Bösartig zischend jagte die kleine Rakete los.

Der Bursche drüben erkannte in letzter Sekunde die Gefahr des heranrauschenden Geschosses ... doch da war es für ihn zu spät.

Dumpf hallte die Explosion aus dem Wald herüber.

Von dem fremden Schützen mochten nur noch Mikropartikel übrig sein.

Amanda atmete tief durch und sagte ruhig: »Jetzt zur Hütte!«

Joyce erschauerte ob der eiskalten Stimme.

Alle alten Spuren hatte der Schnee inzwischen überdeckt. Die Tür klemmte, weil die Scharniere eingefro-

ren waren.

Es machte nicht den Eindruck, als sei seit dem letzten Ereignis jemand in der Hütte gewesen.

Im Zwielicht sahen die beiden Frauen, dass der Tote immer noch so dasaß wie vorher.

Joyce machte mit dem Handy ein Foto der steif gefrorenen Leiche.

Amanda machte sich an die eingehende Untersuchung der Kleidung.

Unter dem wetterfesten Anorak trug er einen Wollpullover einer namhaften Firma. Die Hose – eine Skihose – zeigte gleichfalls teure Qualität.

In den Taschen fand die Agentin einen Autoschlüssel.

»Chrysler«, murmelte sie. »Der Wagen sollte doch zu finden sein. Zu Fuß ist er nicht gekommen.«

Papiere machten sie nicht ausfindig. Amanda wollte sich schon aufrichten, als sie etwas hinter dem Kragen des Anoraks fühlte. Es war an einem Ende spitz.

Vorsichtig zog sie es hervor.

»Eine ... Anstecknadel ...«, flüsterte Joyce.

Amanda drehte sie in den Fingern. Der kleine Schild zeigte auf weißem Grund einen Äskulapstab und die Buchstaben FIMG.

»Merkwürdig«, kam es über Amandas Lippen.

Doch Joyce wusste es. »Física del Instituto Médico Girona.«

Auf Amandas fragenden Blick erklärte die Wissenschaftlerin: »Am Physikalisch-Medizinischen Institut Girona befasst man sich mit Virenforschung.«

»Okay ... aber wer ist der Mann und weshalb wollte er uns kontakten?«

Joyce zuckte mit den Achseln. »Jedenfalls scheint es so wichtig zu sein, dass man ihn brutal zum Schweigen brachte.«

Da vernahmen sie das Dröhnen eines Hubschraubers.

»Man beobachtet uns!«, rief Amanda. »Lass uns verschwinden.«

Vor der Hütte hatte sich eine Ski-Schulgruppe versammelt. Das nutzten Amanda und Joyce, um rasch ihre Skier anzuschnallen und sich hangabwärts in Bewegung zu setzen.

Sie fuhren parallel mit einem Pulk, doch dann befanden sie sich plötzlich allein in einer Waldschneise. Die Wegmarkierung wies eine Nebenstrecke ins Tal aus.

Joyce hielt an. »Shit! Wir hätten uns weiter links halten müssen«, rief sie.

Amanda sah sich um. »Jedenfalls ist hier schon jemand gefahren. Es handelt sich um eine Ausweichpiste zum Ort.«

Sie nahmen wieder Fahrt auf.

Die Piste wurde mal enger, mal weiter zwischen dem Tannenwald. Trotzdem erhöhten die versierten Skifahrerinnen ihr Tempo.

Da sahen sie die Bewegungen an einer Kreuzung. Vier Gestalten in schwarzen Skianzügen. Über das, was sie auf den Rücken trugen – darüber gab es keinen Zweifel. Gewehre.

Amanda und Joyce rasten vorbei. Doch bald hörten

sie die Verfolger hinter sich.

In einer Entfernung von fünfzig Metern sah Amanda eine scharfe Rechtskurve. Doch auch nach links zweigte ein ganz schmaler Pfad ab – im Sommer vermutlich ein Trampelpfad.

Amanda macht Joyce ein verstecktes Zeichen und hoffte inständig, dass diese es verstand.

Die ersten Schüsse jaulten haarscharf an ihnen vorbei.

Der Abzweig kam näher. Amanda erhöhte ihr Tempo.

Noch zehn Meter ... sie legte alle Kraft in die Kurve. Sie spürte den Druck in den Füßen. Schnee wirbelte wie eine Lawine auf. Sie schoss in den Pfad.

Sie konnte nicht sehen, ob Joyce es schaffte, hoffte es aber inständig.

Der Pfad führte in S-Kurven leicht abwärts geneigt durch die Tannen.

Sie erreichte ein Plateau. Gerade konnte die Agentin noch bremsen. Eine Schneewolke erhob sich vor ihr.

Amanda steckte die Schneestöcke in den Schnee, dann riss sie sich die Handschuhe herunter.

Hinter sich vernahm sie das Schleifen von Kufen. Sie blickte sich um. Der Bursche im schwarzen Skianzug raste auf sie zu – in der Rechten ein langes, zweischneidiges Messer.

Amanda ließ sich fallen und zog, noch bevor sie den Boden berührte, die Browning aus der Overalltasche. Als die Messerspitze auf sie niedersauste, zog sie den Stecher durch.

Der Bursche wurde zur Seite geschleudert. Nur um eine Zeitungsbreite verfehlte das Messer den Hals der Paraforce-Agentin.

Der Angreifer knallte mit verdrehten Augen in den Schnee, doch da raste ein weiterer Schwarzer heran. Amanda brachte die Waffe in Anschlag – da blaffte der Schuss, und der Bursche rutschte mit wedelnden Armen über den Rand des Plateaus. Er verschwand in der Tiefe ... irgendwohin.

Joyce arbeitete sich aus dem Gebüsch.

»Das war knapp«, keuchte sie.

Der Helikopter tauchte wie ein Phantom auf.

Holz splitterte, Feuer loderte auf, als die Rakete knapp neben ihnen den Pfad traf.

»Runter!«, schrie die Paraforce-Agentin und warf sich hinter einen vorspringenden Felsen.

Joyce folgte eben noch rechtzeitig.

Wie eine bösertige Hornisse schwebte der Helikopter neben dem Plateau und jagte eine weitere Rakete in den Wald.

Unterdessen baute Amanda hastig ihren Mini-Raketenwerfer zusammen. Dann aktivierte sie ihren Röntgenblick. Die gepanzerte schwarze Flugmaschine hatte nur zwei Schwachstellen. Eine lag an der hinteren Rotorwelle.

Amanda fixierte an.

Zischend verließ die kleine Rakete den Lauf.

Es knallte und knarrte. Der Steuerrotor am Heck blockierte.

Die Maschine schwankte.

Amanda sah das entsetzte Gesicht des Piloten ... dann stürzte der »Vogel« in die Tiefe.

*Girona – Spanien*

Der Airbus setzte sanft auf.

In dem Abfertigungsgebäude des Flughafens von Girona herrschte nur mäßiger Betrieb.

Ein Taxi brachte Joyce und Amanda zum Hotel CASA ANAMARIA.

Ein großes Anwesen im Landhausstil, außerhalb der Stadt.

Joyce hatte die Catalonia Suite gebucht.

»Wenn wir schon den Kopf riskieren, soll Paraforce auch zahlen«, hatte die Wissenschaftlerin lächelnd geäußert.

Die Suite erwies auch mehr als großzügig. Ein weiträumiger Balkon in der zweiten Etage mit Blick auf die Berge und den Pool.

»All right«, kam es von Joyce. »Erst mal duschen und dann etwas der Temperatur Angebrachtes anziehen.«

Damit verschwand sie in dem wohl 40 Quadratmeter großen Bad.

Eine Stunde später lagen beide auf dem breiten Bett.

»Física del Instituto Médico Girona liegt nur einen Kilometer entfernt am Stadtrand«, erklärte Amanda mit einem Blick auf die Laptopkarte.

»Nun ... wir können da nicht einfach reinmarschieren und ...«, Joyce lachte wie ein Teenager.

Dann drehte sie sich auf die Seite, stützte den Kopf

auf den linken Ellenbogen und sah Amanda an. »Professor Ernesto Carreré ist ein Bekannter. Wir sind uns schon auf vielen Symposien begegnet. Er leitet das Institut. Ich werde ihn zum Abendessen einladen. Ich rufe ihn gleich an.«

Amanda klappte den Laptop zu. »Gut! Was tun wir bis dato?«

Joyce richtete sich in Sitzstellung auf. »Ich möchte mir deine Narben noch einmal ansehen. Wir können es uns nicht leisten, dass irgendetwas passiert.«

Die Paraforce-Agentin verdrehte die Augen, zog sich aber brav aus. Die Wissenschaftlerin betastete alles im Nackenbereich sehr genau.

»Dr. van Dyke hat ausgezeichnete Arbeit geleistet.«

Amanda legte sich auf den Rücken. »Ich dachte, du ...?« Ihre Augen blickten fragend.

Joyce lächelte. »Ich habe assistiert. Victoria van Dyke ist die beste Neurochirurgin der Welt. Wenn es irgendwo wirklich ernst wird, dann holt man sie.«

Joyce schaute Amanda fest an. »Sie hat zahlreiche Forschungsprojekte für die Raumfahrt betreut. Sie ist Medizinerin und Physikerin. Ein Glücksgriff für die NASA.«

Joyce rutschte etwas tiefer.

Da spürte Amanda den Kuss und automatisch öffnete sie sich etwas.

Das Wasser des tiefblauen Pools gab eine herrliche Abkühlung.

Joyce und Amanda schwammen zwölf Bahnen.

Unter dem Sonnenschirm genossen sie dann einen tiefroten Cocktail.

»An welchem Projekt mag unser Informant gearbeitet haben? Was mag daran so schlimm sein, dass man ihn umbrachte?«

Genau diese Frage stellte sich Joyce Coventree am späten Abend insgeheim in der Taverne COLOMBO in der City von Girona.

Ernesto Carreré musste als imposante Persönlichkeit bezeichnet werden. Um die Sechzig, grau meliertes Haar und einen dünnen grauen Schnauzbart. Er besaß ausgezeichnete Manieren – Alte Schule, wie man sagt – und freute sich wahrlich, Joyce Coventree hier in Girona zu sehen.

Man spürte, dass er Joyce mehr verehrte als nur kollegial.

»Was machst du ... was treibst du so?«, wollte er dann auch wissen. Vor ihnen stand ein hervorragender Aperitif.

Joyce lächelte vertieft. »Ich arbeite an einer Dissertation über astrophysikalische Vorkommnisse. Dazu habe ich alle möglichen Daten der Raumobservatorien gesammelt.«

Carreré beugte sich interessiert vor.

Der Kellner brachte die Karte. Der Professor erkundigte sich leise: »Wir sind in Spanien und ich bin Spanier. Darf ich etwas empfehlen?«

Während sie auf das Essen warteten, tranken sie einen ausgezeichneten Wein aus Perelada.

»Solche astrophysikalischen Vorkommnisse sind na-

türlich sehr spannend«, bemerkte der Professor, nachdem Joyce ihm eine glaubhafte Geschichte aufgetischt hatte.

Die Wissenschaftlerin lachte glockenhell. »Fürwahr.« Dann schaute sie Carréré fest an. »Und du? Gibt es bald wieder einen Vortrag?«

Das Essen kam.

Auf die Frage wich er aus.

Während sie es sich schmecken ließen, drehte sich das Gespräch eher im Small-Talk-Bereich.

Nach dem Dessert stöhnte Joyce: »Ich platze! Es war wunderbar, Ernesto.«

Sie tranken sich zu.

Nun ging Joyce vorsichtig in die Offensive. »Wie viele Mitarbeiter seid ihr eigentlich in euren Projekten?«

»Hm«, der Professor überlegte kurz. »Fünfzehn oder sechzehn. Nein halt ... zurzeit fünfzehn.«

Joyce lachte vergnügt. »Ist euch einer abgesprungen?«

Der Professor schaute nun irritiert, »Was ... äh ... nein, nein! Dr. Edmund Gabner macht Urlaub zu Hause. Er ist Schweizer.«

»Oh!«, rief Joyce und dabei klingelten Alarmglocken in ihrem Kopf. »Schweizer! Na ... man sagt den Eidgenossen nach, sie seien die Eifrigsten. Wenn sie sich mal an was festgebissen haben.«

Professor Ernesto Carréré lächelte nun gequält. Verspürte Joyce da innere Unruhe?

»Das stimmt schon«, kam es leise, »aber er schoss

auch manchmal übers Ziel hinaus.«

Die Wissenschaftlerin hob die Augenbrauen. »Na so was?«, rief sie unterdrückt. Dann lachte sie wieder. »Ich erinnere mich da an einen gewissen Heißsporn an der Genfer Uni ...« Sie kniff ein Auge zusammen und fixierte Carréré. »Wie hieß er noch ...«, kam es schalkhaft gefragt.

Nun musste auch der Professor lachen. »Touché! Du hast recht! Aber bei Gabner schien es mir anders zu sein. Er eckte oft bei den Kollegen an. Er war kein Team-Player, wie man so sagt.«

Joyce runzelte die Stirn. »Das kann unangenehm sein.« Sie stützte den rechten Ellenbogen auf, legte das Kinn in die Handfläche und schaute Carréré tief in die Augen. »Wir wären da sicher anders.«

Der Professor nahm lächelnd einen Schluck Wein.

»Ist es ein ... wichtiges Projekt? Hat er Kollegen verärgert?«

Ernesto Carréré setzte das Glas ab. »Ich will nicht verhehlen, dass manche froh sind, dass er im Moment nicht da ist.«

»Das klingt böse.«

Der Professor holte Luft. »Er experimentierte mit schwingenden Magnetfeldern. Er vertrat ernsthaft die Ansicht, man könne mit einer speziellen ... wie soll ich sagen ... Kanone Licht in Parallelwelten schicken und dann sehen, was da vorgehe.«

Joyce lehnte sich zurück. »Na, so neu ist die Theorie nicht.«

Der Professor verzog das Gesicht. »Sofern man an so

etwas wie Parallelwelten glaubt«, schnaubte er ungehalten. »Einige Kollegen – auch ich – sahen eine Geldverschwendung in den Versuchen. Aber vor einem Jahr etwa, da verschloss er sich allen. Er wimmelte Fragen ab und bestritt sogar, an so etwas zu arbeiten.«

Joyce zog die Augenbrauen etwas hoch. »Das müsstest du aber doch wissen, falls er ...«

Ernesto Carreré zuckte die Achseln. »Vor acht Monaten tauchte ein Mitarbeiter des Außenministeriums auf. Er wollte Gabner sprechen. Um was es ging, darüber erhielt ich keine Auskunft. Kurzum, die Regierung mietete einen Trakt des Instituts, zu dem nur Gabner und dieser Mann Zugang hatten.«

Joyce staunte. »Ohne dich zu fragen?«

Der Professor nickte.

Als die große Fensterscheibe des Restaurants zersplitterte, gab es keine Chance zur Gegenwehr.

Joyce sah, wie Schädelteile, Gehirnmasse und Blut des Professors wie ein abstraktes Kunstwerk sich über Tischdecke, Wände und Boden ausbreiteten.

Joyce ließ sich einfach fallen.

*Eine Stunde später*

Das Chaos war perfekt.

Der Capitano der Guardia civil versuchte mit Macht, einen Überblick zu gewinnen. Es gelang nur mühsam.

Joyce hatte es geschafft, einen kleinen Raum hinter der Küche zu finden, und telefonierte von dort mit Amanda Harris.

»Also steckt die spanische Regierung mit drin. Zum

Teil jedenfalls«, vernahm Joyce die Stimme der Paraforce-Agentin. »Wir sollten Blackstone in Kenntnis setzen.«

»All right, mach das«, flüsterte Joyce und drückte sich eng an die Wand des halbdunklen Raumes, als zwei Polizisten vorbeiliefen.

Sie beendete das Gespräch und schaute vorsichtig in den Küchentrakt. Von dort gab es einen Ausgang zum Hof, wo die großen Abfallbehälter standen.

In einem günstigen Moment konnte sie verschwinden.

Einige Neugierige wurden vor dem Restaurant von Polizisten zurückgedrängt.

Die Wissenschaftlerin konnte in der Menschengruppe untertauchen und erreichte bald ein Taxi.

»Der Tod an Gabner – denn mit Sicherheit ist es der Tote – bekommt einen ganz neuen Aspekt«, erklärte wenig später Joyce der Agentin.

Sie saßen in der Couchecke ihrer Suite.

Amanda schaute nachdenklich auf den hellen, teuren Teppichboden.

»Ich werde mir morgen Nacht diesen Labortrakt ansehen.«

Joyce lachte kurz auf und schlug die langen, makellosen Beine übereinander. »Stell dir das nicht so einfach vor. Das Institut ist gut gesichert, und wenn die Regierung noch die Finger im Spiel hat ...«

»Eher der Geheimdienst«, kam es trocken zurück.

Joyce zischte: »Dann ist es umso gefährlicher!«

»Ich benötige einen Plan des Gebäudes«, erklärte die Agentin.

Die Wissenschaftlerin lachte auf. »Den findest du wahrscheinlich in einem geheimen Archiv der spanischen Regierung.«

Amanda überlegte. »Vermutlich beim Verteidigungsministerium.« Sie zog den Laptop hervor.

Joyce rang die Hände. »Heaven! Da kommt nicht mal MI-5 unbemerkt rein.«

Amanda lachte leise. »Abwarten ...«

Sie gab diverse Buchstaben und Zahlenkolonnen ein ... das währte wohl eine Stunde. Joyce lief unruhig in der Suite herum.

Dann rief Amanda: »So - jetzt können wir rein. Wenn sie das zurückverfolgen, landen sie beim russischen FSB.«

»Wie ... wie ... hast du denn das ...?« Der Wissenschaftlerin fehlten die Worte.

Nach weiteren zehn Minuten hatte Amanda den streng geheimen Plan des Instituts heruntergeladen, druckte ihn aus und löschte die Datei radikal.

Joyce schluckte. »Du denkst wirklich ...?«

»Keine Sorge, verehrte Freundin ... selbst wenn der FSB forscht, landet er bei einer Satellitenstation in Grönland.«

### *Girona bei Nacht*

Es regnete wie aus Kannen.

Amanda Harris stand im Schutz einer Platane. In ihrem dunklen Ninjaanzug hob sie sich kaum aus der

Finsternis hervor.

Eine Turmuhr schlug die erste Morgenstunde.

Ein Blitz zuckte über den Himmel und der Boden vibrierte bei dem folgenden Donnerschlag.

Auf dem matt leuchtenden Display des Handys studierte sie noch einmal den Plan des Instituts.

Ein Auto fuhr vorbei – Regenwasser spritzte hoch – die Scheinwerfer reflektierten in den großen Pfützen.

Amanda wartete noch einen Moment, dann huschte sie wie ein Phantom über die Straße. Sie mied die einem Parthenon ähnelnde Eingangstreppe und drang durch die Büsche bis zu einem Metallzaun.

Wasser tropfte von dem Metall.

Amanda hütete sich, den Zaun zu berühren. Sie zog dicke, isolierte Handschuhe über.

Mit einem gekonnten Überschlag landete sie auf der anderen Seite in einem verwilderten Park. Über die Spezial-App ihres Handys scannte sie die Umgebung nach Kameras, entdeckte nur eine, die sie geschickt umgehen konnte.

Sie wusste, dass der Nachtwächter erst in einer halben Stunde seine Runde machen würde.

Einziger Schwachpunkt war ein Gitter eines Kellerfensters.

Die Agentin von Paraforce benötigte knapp sechs Minuten, dann rastete das Gitter wieder ein und sie stand in einem kühlen Kellergang.

Im abgeschirmten Licht der Stablampe erkannte sie zahlreiche Kabelstränge, die an der linken Wand und der Decke verliefen. Eine Tür versperrte den Weg,

aber sie erwies sich als nicht verschlossen.

Sie führte zu einem schmalen Gang, der nur notdürftig von mit Drahtgittern geschützten Lampen erhellt wurde.

Amanda wusste, dass der Gang zu einem größeren Raum führte, von dem mehrere Gänge abzweigten. Eine Treppe führte zum Anbautrakt.

Dort lag ihr Ziel.

Auf ihren Gummisohlen verursachte Amanda kein Geräusch.

Sie erreichte die Tür, die sie zum Anbautrakt führen sollte, als sie etwas vernahm. Stocksteif blieb sie stehen.

Schritte kamen näher. Verweht hörte sie Stimmen. Dann etwas deutlicher.

»... Astronom muss schweigen ...«

Eine Männerstimme.

Die beiden Personen bogen irgendwo ab. Wo genau, konnte Amanda momentan nicht ermitteln.

Sie schlich weiter.

Unbemerkt erreichte sie die große Doppelflügeltür des Traktes.

Sie war verschlossen.

Was Amanda verwunderte, war, dass es sich um kein Codeschloss handelte.

Mit ihrem Spezialbesteck öffnete sie die Tür in wenigen Sekunden.

Der Geruch von Karbol und anderem stach ihr in die Nase.

*Verdammt, durchzuckte es sie, war das eine Patholo-*

gie?

Dann schüttelte sie unwillkürlich den Kopf. Was sollte *das* hier?

Sie schritt durch den nun sehr hohen Gang, der an einen alten Krankenhausflur erinnerte.

Sie erreichte zwei weitere Türen. Weiß gestrichenes Holz – einfache Schlösser.

Amanda atmete tief durch.

Das alles passte nicht zu diesem wichtigen Institut.

Vor allem ... wieso gab es hier keine ausgeprägten Überwachungseinrichtungen?

In Amandas Kopf klingelte ein Alarm, der sie zur äußersten Vorsicht mahnte.

Hier sollte Dr. Gabner geforscht haben?

Ein abgeblättertes Emailleschild wies an der linken Tür zum Labor des Wissenschaftlers.

Vorsichtig drückte die Agentin die altmodische Klinke herab. Der gesamte Trakt erinnerte an ein Krankenhaus der 50er Jahre.

Amanda checkte mit ihrer Spezial-App noch einmal die Umgebung nach Überwachungsanlagen oder ähnlichen Fallen.

Alles war sauber.

Sie öffnete die Tür. Was sie stutzig machte, war, dass die Angeln gut geölt worden waren.

Die Agentin glaubte, in ein Museum zu blicken.

Ein verstaubter Labortisch, der ohne Weiteres Louis Pasteur ... oder einem seiner Zeitgenossen ... gehört haben könnte. Alttertümliche Glaskolben ... Reagenzgläser und anderes.

Amanda machte Fotos.

Sorgsam inspizierte sie den Raum. Bald stand sie vor einem mannshohen weißen Schrank. Er schien auch schon bessere Zeiten erlebt zu haben.

Sie wollte sich bereits abwenden, als sie ein – nur für ihr geschärftes Ohr vernehmbar – Summen registrierte. Gleichzeitig schien der Schrank vor ihr zu vibrieren.

Es währte nur ein paar Sekunden.

Amanda kniff ihr linkes Auge zu.

Geisterhaft erstrahlte ihr rechtes Auge tiefrot.

Der Blick durchbrach die Schranktür, und in Graustufungen sah die Agentin eine zweite Tür hinter dem Schrank.

Amanda reckte den Rücken und sah sich den Schrank genau an. Er schloss nahtlos mit der Wand ab.

Die Agentin stieß die Luft aus und öffnete die Schranktür.

Sie blickte auf Regalbretter. Doch diese besaßen nicht den Hauch eines Stäubchens.

»Na denn ...«, murmelte sie und entfernte die Bretter. Dann drückte sie gegen die ebenfalls weiße Rückwand. Diese fuhr zur Seite und der Blick auf die Tür wurde frei.

Es handelte sich um eine Stahltür modernster Bauart und einem Sicherheitsschloss.

Was gab es da zu verstecken?

Da blitzte in ihrem Kopf die Erinnerung an den merkwürdigen Schlüssel auf, den sie bei dem Toten in

Davos gefunden hatte. Sie hatte ihn total vergessen.

Mehr in Gedanken hatte sie in eingesteckt, weil sie so etwas wie einen Safe hier vermutete.

Sollte ...?

Der Schlüssel passte. Das Schloss ließ sich mit vernehmlichen »Klack« öffnen.

Licht flammte auf.

Vor Amandas Augen erschloss sich ein supermodernes Hightech-Labor.

Das war es, was der Tote – dass es sich um Dr. Gabner handelte, stand nun außer Zweifel – ihr mitteilen wollte.

Die Agentin betrat den fensterlosen Raum. Hinter ihr schloss sich die Tür.

Automatisch glitt ihr Blick zu den übergroßen Monitoren.

Sie wiesen »Stand-by« aus.

Amanda beugte sich über den Labortisch und betätigte eine Taste des Boards. Sogleich wurde der eine Bildschirm hell.

Sie hielt den Atem an.

Was sie sah, vermochte sie nicht einzuordnen.

Sie sah Militär-Lastwagen. Sie fuhren über eine stauartige Straße zu einem eingezäunten Gelände. Durch ein mit Wachen und Kameras gesichertes Tor rollten sie dann zu einem Schuppen.

Kein Zweifel, das war keine Aufzeichnung, sondern eine Direktübertragung.

Die Agentin aktivierte den zweiten Monitor.

Dort zeigte sich das Bild eines idyllischen Hotels in

den Bergen.

Amanda kannte die Gegend.

Eben hielt ein moderner, schwarzer Reisebus ohne Beschriftung und Nummernschilder vor dem Hotel-  
eingang. Etwa dreißig Personen – Frauen wie Männer,  
gekleidet wie Touristen – stiegen aus.

Der Hieb auf den Kopf kam unerwartet.

Wie durch Watte vernahm sie eine weiche Stimme:  
»Sie müssen nicht alles wissen, Mrs. Harris.«

Dann umging sie die Nacht.

#### *Hotel CASA ANAMARIA*

Joyce Coventree lief unruhig in der Suite herum.

Sie dachte an die Beweggründe von Dr. Gabner, sich  
an Paraforce zu wenden.

Zwanzig Millionen Dollar hatte er verlangt.

Wofür?

Außerdem überkam sie ein ungutes Gefühl in Bezug  
auf Amandas Einbruch in das Institut.

Sie rief Blackstone an.

»Ist das wichtig?«, kam es leicht gereizt.

Joyce konterte böse. »Wenn Amanda schon ihren  
Arsch riskiert ... ja!!«

Sie vernahm ein Stöhnen. Dann: »Die Sache ist die  
... Es gab einige Merkwürdigkeiten in einem gewis-  
sen Rhythmus. In vier Kleinstädten – eine in den Staa-  
ten, eine in Kanada, eine in Deutschland in der Eifel  
und in Yorkshire – drehten ein paar Menschen plötz-  
lich durch. Es gab Schlägereien, Verkehrsunfälle ...«

»Und?«, kam es ungeduldig von Dr. Joyce Co-

ventree.

»Sie wissen um die Mondbeobachtungen von Dr. Gordon McPerson?«

»Ja! Weiter!«

»Mount Palomar hat das bestätigt. Die Ereignisse traten immer zwei Tage nach den Beobachtungen ein.«

»Hm«, machte die Lady. »Sie sehen Zusammenhänge?«

»Das versuchen wir ja herauszufinden.«

Lady Joyce Coventree beendete das Gespräch und schlüpfte in ihre Pumps.

Wenig später fuhr ein Taxi zur Innenstadt von Girona. Dort wechselte Joyce den Wagen und ließ sich in die Nähe des Instituts bringen.

Als sie zu Fuß trotz des strömenden Regens dem Gebäudekomplex näher kam, sah sie eine schwarze SEAT-Limousine wegfahren.

Ihr Herz begann schneller zu schlagen.

War da mit Amanda etwas schief gelaufen?

Sie riss sich die Pumps von den Füßen und rannte auf das Gebäude zu.

*Física del Instituto Médico*

Amandas Schädel brummte.

Mühsam fand sie in die Wirklichkeit zurück.

Das Nächste, was sie wahrnahm, stellte das harte Schaukeln dar. Sie lag auf einer harten Unterlage und wurde arg geschüttelt.

Mit aller Kraft gelang es ihr, die Augen zu öffnen.

Im Halbdunkel erkannte sie, dass sie auf der Pritsche eines Kleinlastwagens lag.

Ächzend stemmte sich Amanda auf den Händen auf. Sie wunderte sich, dass man sie nicht gefesselt hatte. Möglicherweise dachten die Entführer, sie sei noch länger bewusstlos oder ... tot.

Sehen konnte die Agentin nichts. Das Licht drang nur durch ein paar Schlitze der Wagenverkleidung. Vorbei huschende Straßenlampen. Daraus, dass die Helligkeit in das Fahrzeug drang, schloss Amanda auf eine Schnellstraße.

Dann wurde es finster und der Wagen holperte härter.

Sie tastete ihre Taschen ab. Man hatte ihr alles abgenommen.

Das Fahrzeug hielt. Türen klappten, dann hörte sie zwei Stimmen. Von einer Frau und einem Mann. Verstehen konnte sie nichts.

Knirschend öffnete sich die hinter Tür. Amanda stellte sich ohnmächtig.

»Du hast ja ganz schön zugeschlagen«, hörte sie den Mann brummeln.

Die Frau antwortete: »Das Flittchen geht mir so was auf die Nerven.«

Amanda zuckte zusammen.

*Die Marlow!*

»Ich habe keine Ahnung, wie viele Leben dieses Weib besitzt!«, kam es wütend.

»Dann leg sie doch jetzt um«, kam es mehr grunzend von dem Mann.

Justine Marlow knurrte wie eine Wölfin. »Das werde ich tun. Aber vorher brauche ich ein paar Informationen von ihr.«

Amanda registrierte, wie der Mann in den Wagen kroch. Als sie seinen Atem spürte, öffnete sie das rechte Auge.

Was dann geschah, damit hatte die Agentin nicht gerechnet.

Der rötliche Strahl aus ihrem Auge traf genau das linke Auge des Mannes.

Der schrie plötzlich wie am Spieß und prallte zurück. Er schlug sich die Hände vors Gesicht und katapultierte sich aus dem Wagen. Amanda richtete sich etwas auf.

Wie ein tollwütiger Hund sprang der Mann umher und schrie wie am Spieß.

Justine Marlow blickte ihn völlig entgeistert an.

Das nutzte Amanda, um aus dem Fahrzeug zu springen. Wie eine Tigerin hechtete sie auf die Marlow zu und fasste ihren Hals.

Die Frau war zu überrumpelt, um eine Gegenwehr einzuleiten. Amanda und Justine Marlow stürzten auf den Waldboden.

Die Agentin umkrallte deren Hals. Justine Marlow keuchte und rang nach Luft.

»Es ist Abrechnungstag«, zischte Amanda und drückte zu.

Justine Marlow quollen die Augen aus dem Kopf. Ihre Hände zuckten ... irgendwohin.

Plötzlich griff Amanda ins Leere.

Justine Marlow war ... verschwunden.

Amanda verschluckte einen Fluch.

Mit dem alten Kastenwagen fuhr sie nach Girona zurück.

Den Feuerschein über dem Institut sah sie bereits von Ferne. Polizei und Feuerwehr hatten die Straße weiträumig abgesperrt.

»Fahren sie zurück!«, rief ein Beamter der *Mossos d'Esquadra*.

Da die Agentin kein Aufsehen erregen wollte, wendete sie. Über Mobiltelefon rief sie Joyce an.

»Herrgott!«, kam es aus dem kleinen Gerät. »Wo bist du?«

»Auf dem Weg zum Hotel.«

*Eine Stunde später*

Joyce Coventree kam völlig aufgelöst in die Suite gestürzt.

Amanda beruhigte sie und gab einen Bericht, was sie im Institut gesehen hatte und über das Zusammenreffen mit Justine Marlow.

Die Wissenschaftlerin ließ sich erschöpft auf das Bett fallen.

»Bullshit! Ich werde zu alt für so was!«

Sie richtete sich wieder halb auf. »Ich war in Sorge. Als ich ankam, fuhr eine schwarze Limousine ab. Geheimdienst, so denke ich. Ich wollte versuchen, ins Gebäude zu kommen. Da gab es eine Explosion.«

Amanda hatte den Kampfanzug ausgezogen.

Nur in BH und Slip stand sie da. »Man versucht

gründlich, etwas zu verbergen. Jedenfalls stecken die Marlow und AIRWINGS mit drin. Wieder mal.«

Joyce nickte bestätigend. »AIRWINGS gehört seit einiger Zeit sechzig Prozent der NASA.«

Amanda kicherte. »Und neunzig Prozent der NASA sind CIA.«

Sie verschwand im Bad. Bald hörte man das Rauschen der Dusche.

Amanda rieb sich mit dem duftenden Schaumbad ein. Da klopfte es an die Glastür. Amanda verhielt in der Bewegung.

Eine leise Stimme erklang. »Darf ich?«

Amanda öffnete die Duschtür ein Stück und lächelte.

### *Gejagt*

Das Frühstück nahmen Amanda und Joyce auf der sonnendurchfluteten Terrasse ein.

»Von dem Institut sind nur noch Trümmer übrig«, bemerkte Joyce nach einem kurzen Telefonat.

Amanda setzte die Kaffeetasse ab. »Ich denke, die öffentlichen Stellen leugnen die Existenz des Geheimlabors.«

»Bingo!«, kam es trocken von der Wissenschaftlerin.

Amanda Harris lehnte sich zurück. »Rekapitulieren wir, was wir wissen ...«

Joyce zündete sich eine Zigarette an und begann: »Der Astronom Dr. Gordon McPerson entdeckt auf einer Fotoserie Merkwürdigkeiten auf dem Mond. Gleichzeitig kann Paraforce scheinbar Zusammenhän-

ge zwischen den Vorkommnissen und dem Ausrasten von eigentlich friedlichen Menschen in verschiedenen Kleinstädten registrieren. Ein Informant, von dem wir annehmen, es muss Dr. Gabner gewesen sein, meldet sich bei Paraforce. Du nimmst Kontakt auf und findest einen Toten. Der hinterlässt einen Schlüssel zu einem geheimen Labor hier in Girona. Dazu merkwürdige Aufzeichnungen. Man versucht, dich auszuschalten. Gleichfalls werden durch einen Brand alle Spuren des Geheimlabors verwischt, in dem du auf einem Monitor noch ungeklärte militärische Bewegungen als Realzeitaufnahmen siehst. Der Leiter des Instituts, an das dieses Labor angegliedert ist, wird vor meinen Augen erschossen, nachdem er mir noch mitteilen konnte, dass vermutlich der spanische Geheimdienst mit drinsteckt. Dann taucht auch noch die mysteriöse Justine Marlow auf, die durch ein von AIRWINGS entwickeltes Programm zwischen den Sphären wandert. AIRWINGS gehört inzwischen zum großen Teil der NASA und hat damit CIA-Verbindungen.«

Amanda sah dem Rauch ihres Zigarillos nach. »Ja ... und dann die Bildübermittlung des Hotels Roses in den Bergen, um das es eine mysteriöse Abschirmung weiträumig gibt. Ich weiß das von Google. Google Earth muss das Gebiet von höchster Stelle her verpixeln. Man weiß aber durch findige Journalisten, dass dort immer wieder amerikanische Touristentrupps hinfahren, die aber nicht identisch sind mit den Perso-

nen, die irgendwann zurückkehren.«<sup>1</sup>

Joyce Coventree nahm einen Schluck Kaffee. Dann merkte sie an: »Sollten wir einen Ausflug in die Pyrenäen machen?«

Amanda hatte über den Laptop die Google-Karte aufgerufen. Ein weiträumig schwarzes Feld grenzte das Gebiet der Grafschaft Girona um das Hotel ein.

»Nationalstraße GI 620 ...«, murmelte sie. Sie klappete das Gerät zu. »Dann los!«

Die Straße führte in die Berge hinauf. Es wurde einsamer. Weit oben erkannten sie eine Radarstation.

»Militärgebiet«, kam es von Joyce.

Ein kleines Schild, halb verwittert, zeigte einen Abzweig zum Hotel Roses an.

Amanda bremste scharf ab. Sie hatte das Schild im letzten Moment bemerkt.

Die schmale Asphaltstraße wandelte sich alsbald in eine bessere Piste. Dann versperrte eine rostige Schranke den Weg.

*Autorizado sin acceso.*

Kein Zutritt für Unbefugte.

»Was jetzt?«, wollte Amanda leise wissen.

»Wir kommen in der Nacht wieder«, lautete die lapidare Antwort von Joyce Coventree.

Da es nicht möglich war, den Wagen auf der schma-

---

<sup>1</sup> Siehe Google: Geheime Orte, Girona (Spanien) Google Earth: Was da wohl los ist? Am Hotel in Roses im spanischen Girona ist ein riesiger schwarzer Fleck auf der Karte. Was verbirgt sich dort? Das Hotel jedenfalls hatte bestimmt schon mal Gäste, die genau deswegen dort waren – doch kamen die auch zurück?

len Piste zu wenden, legte Amanda den Rückwärtsgang ein.

In diesem Moment jagte im Tiefflug ein Helikopter über den Wagen hinweg.

»Oh«, machte Amanda nur. »Besuch.«

»Ja«, entgegnete Joyce trocken. »Anhänglich.«

Tatsächlich drehte der Helikopter eine Schleife und schien den Wagen aus einer Höhe von vielleicht dreihundert Metern zu beobachten.

Amanda hatte den breiteren Streckenabschnitt erreicht und wendete. Der Hubschrauber stieg höher und verfolgte sie noch eine Viertelstunde.

Auf der 620 kam ihnen ein schwarzer Reisebus ohne Firmenbezeichnung entgegen.

»Erinnert mich an die schwarzen Flugzeuge in Las Vegas«, flüsterte Joyce.

Amanda blickte sie von der Seite ernst an. »Dreamland in Spanien?« Zweifel klang in ihrer Stimme.

Joyce Antwort kam sachlich betont: »Was die Amis können, können auch andere.«

Sie fuhren in die Altstadt von Girona.

»Wir sollten irgendwo zum Mittagessen«, schlug die Paraforce-Agentin vor.

Sie betraten die Terrasse des VINIL in der Carrer de la Cort Reial, 17.

Sie nahmen auf der Terrasse platz.

Um sie herum brandete der Touristenverkehr.

Sie hatten eben ihr ausgezeichnetes Essen beendet und bestellten Rotwein nach, da meldete sich Blackstone über Amandas Mobilphone.

»Es gibt neue Aufzeichnungen vom Mond. Vor zwei Stunden jagte ein grüner Strahl in den Himmel.«

Amanda runzelte die Stirn. »In welche Richtung?«

»Folgt man der Ballistik, dann irgendwo auf eine Südseeinsel.«

Amanda wurde unwirsch. »Geht das genauer?«

Blackstone seufzte. »Moment ...« Die Agentin vernahm das Geräusch einer Tastatur.

»Ein winziges Atoll. Bahi 4.«

Amanda runzelte die Stirn. »Was ist *das* für eine Bezeichnung?«

»Eine militärische Bezeichnung. Sperrgebiet. Angeblich von Atomversuchen in den 70ern verstrahlt.«

Die Agentin knirschte mit den Zähnen. Joyce beobachtete sie interessiert.

»All right, Blackstone, dann jagen Sie mal einen Ihrer Spezialagenten los. Ich muss wissen, was da los ist!«

»Noch was!«, rief Blackstone schnell, bevor Amanda das Gespräch unterbrechen konnte. »Mount Palomar sagt, der Strahl sei diesmal scharf gebündelt gewesen.«

»Umso wichtiger ist es, zu wissen, *was* da für Auswirkungen sind.«

Auf Joyce' fragenden Blick gab die Agentin die Information wieder.

Die Wissenschaftlerin schloss die Augen und sagte überlegend: »Dieser Aufruhr in den Kleinstädten ...«

»Ja?«, kam es aufmerksam von Amanda.

»Wenn der Strahl jetzt stark gebündelt gewesen ist

... vielleicht war das vorher nur ein Test. Diese Städte bekamen nur Abweichungen der Strahlung mit.«

Amanda hielt kurz die Luft an. »Also eine nicht einkalkulierte Nebenwirkung? Der Strahl sollte ganz anderes bezwecken?«

Joyce nickte.

Die Wissenschaftlerin hob das Rotweinglas.

Da weiteten sich ihre Augen. Das Glas wegwerfen, über den Tisch hechten und Amanda zu Boden stoßen, war ein fließender Ablauf. Da spritzten auch Holzsplitter auf. Genau in der Rückenlehne von Amandas Stuhl.

Andere Gäste der Terrasse schauten indigniert zu ihnen.

Eine Lampe zerbarst.

Jetzt registrierten die Gäste, dass etwas Gefährliches vorging. Schreiend spritzen sie von ihren Stühlen hoch.

Amanda fluchte. Joyce ergriff ihren rechten Arm und zerrte sie hinter einen Mauervorsprung, der die Terrasse von der Straße abgrenzte.

Die Agentin hatte jetzt begriffen, was ablief.

»Ich sah im Weinglas den roten Strahl der Zielvorrichtung«, keuchte Joyce.

Auf der Terrasse, sowohl unter den Gästen, wie bei den Kellnern, herrschte Aufruhr.

Joyce und Amanda stürmten die Gasse entlang, um aus der Gefahrenzone zu kommen.

»Shit!«, keuchte Joyce und blieb vor einer Toreinfahrt stehen. Sie drängte Amanda hinein. »Ich werd'

einfach zu alt für so'n ... aaach!«

Amanda lehnte mit geschlossenen Augen an der rauen Wand der Einfahrt.

»Ich denke, wir werden für jemanden brandgefährlich.«

»Sehe ich genauso«, brummte Joyce.

Sie hörten in der engen Gasse den Motor eines Fahrzeuges. Eng drückten sie sich an die unverputzte Wand.

Langsam schob sich ein dunkler Van in ihr Blickfeld. Er fuhr ohne Licht. Man erkannte durch das heruntergelassene rechte Seitenfenster matt den Lauf einer MPi.

Als der Wagen vorbeigerollt war, flüsterte Amanda: »Ich hab nur zwei Insassen gesehen.«

Joyce zuckte die Achseln. »Die Scheiben waren getönt.«

Die Paraforce-Agentin kicherte böse. »Wenn wir die Burschen schnappen, wissen wir mehr.«

Joyce beehrte auf. »Bist du wahnsinnig? Wenn ...«

Aber Amanda setzte ihr blitzschnell den Plan auseinander.

Joyce riss die Augen so weit auf, dass man trotz der Dunkelheit das Weiße darin sah.

Da spurtete Amanda schon los.

»Dio mio!«, stieß die Wissenschaftlerin hervor. »Die ist schlimmer als ich früher.«

Die Gasse machte hundert Meter weiter eine Kurve. Der Wagen hatte diese fast erreicht. Da stellte sich Amanda in den Lichtkreis einer Lampe und winkte.

Der Wagen stoppte abrupt. Man erkannte, dass der Rückwärtsgang eingelegt wurde.

Amanda blieb stehen.

Joyce hatte ihre Browning Automatik aus der Handtasche gezogen. Wenn man sich auf eine Puderdose einigte, passte beides eben hinein.

Mit Vollspeed kam der Wagen rückwärts durch die Gasse.

Amanda stand immer noch da, die Arme in die Seiten gestemmt.

Es machte den Eindruck, als wolle der Fahrer die Agentin einfach platt walzen, aber zehn Zentimeter vor deren Schienbeinen blieb der Van stehen.

Amanda rührte sich nicht, in dem Wagen tat sich auch nichts.

Die Agentin bückte sich etwas, sodass man ihr Gesicht durch die dunkle Heckscheibe zu sehen vermochte, und zeigte mit dem ausgestreckten linken Arm zum Dach des Hauses gegenüber.

Joyce schlich an die Beifahrertür heran. Das Fenster war immer noch offen.

Amandas Plan ging auf. Sowohl Fahrer wie auch Beifahrer starrten etwas gebeugt aus dem linken Fahrzeugfenster.

Joyce schlug zu.

Der Beifahrer – ein Farbiger – sackte im Sitz zusammen. Erschreckt wandte der Fahrer – ein Weißer – den Kopf.

»Aussteigen!«, knurrte Joyce.

Da kam eine Bewegung aus dem Fond.

»Pech gehabt!«, stieß jemand hervor. Da knallte der Schuss.

Amanda hatte ihre Glock aus der Umhängetasche gezogen und einfach durch die Rückscheibe geschossen.

*Autobahnrasthof – acht Kilometer vor Girona*

Amanda Harris ließ den Wagen außer Sicht der Raststätte auf den Parkplatz rollen.

Den Toten hatten sie achtlos in der Altstadtgasse deponiert. Die beiden anderen saßen mehr oder weniger bequem gefesselt und geknebelt im Fond.

Die Agentin stellte den Motor ab. Dann wandte sie sich nach hinten.

»Jetzt zu euch, Boys«, zischte sie. »Wir werden jetzt einen kleinen Spaziergang machen. Dort hinten auf das Feld.« Sie deutete auf eine Freifläche neben einem fast ausgetrockneten Flussbett.

Als sich die beiden sträubten, machte die Agentin kurzen Prozess.

Sie zog die Glock und zischte: »Okay! Dann schieße ich euch erst die Zehen ab, danach die Finger ... und dann sehen wir mal. Den Knebel lassen wir drin, damit ihr nicht die ganze Provinz zusammenschreit.«

Das wirkte.

Mehr stolpernd als laufend bewegten sich die beiden auf das Feld zu.

Dort, geschützt hinter Büschen, forderte Amanda sie auf, sich zu setzen.

»Ihr gebt keinen Laut von euch, sonst setzt's was!«

Sie richtete die Waffe genau dort hin, wo sich das *Allerheiligste* befand.

Von der Deckung aus sahen Amanda und Joyce einen zweiten Van auf den Parkplatz einbiegen. Das Fahrlicht erlosch. Langsam näherte sich der Van dem parkenden.

Dann sahen die beiden Frauen nur, wie sich jemand aus dem Beifahrerfenster beugte und scheinbar etwas warf. Der Van gewann mit kreischenden Pneu Tempo. Er hatte eben das Parkfeld verlassen, als eine Stichflamme aus dem stehenden Van schoss. Dann erst vernahm man die Detonation. Der Wagen blähte sich auf und dann flogen nur noch Einzelteile durch die Luft.

Amanda kicherte und sah die beiden Gefangenen in den guten Businessanzügen an.

»Ich denke, eure Kameraden mochten euch nicht mehr.«

Die Burschen waren noch blasser geworden, als das Mondlicht sie sowieso schon machte.

Amanda kam näher. »Ein Vorschlag: ihr erzählt mir, wer euch hinter uns hergeschickt hat ...«, sie schaute zum Himmel, »... oder ich Sorge dafür, dass eure Kumpane zurückkommen, und stecke ihnen, dass ihr Verräter seid.«

### *Auf der Pirsch*

Joyce lehnte sich zufrieden in dem Sessel zurück.

Sie hatten die Burschen auf dem Feld zurückgelassen. Nur an den Händen gefesselt. Mochten sie sehen,

wohin sie laufen sollten.

Im Internet hatten sie einige Dinge erfahren. Die Geheimdienst-Vögel hatten zudem geplaudert.

Was in dem Hotel Roses abging, wussten sie selber nicht.

Amanda glaubte ihnen, denn ihre Drohungen wirkten sehr realistisch.

Die Burschen hatten sich fast in die Hosen gepisst.

»Also ... Catalonia Viages besitzt sogar eine offizielle Website. Na so was ...« Amanda kicherte.

Joyce Coventree lachte gleichfalls. »Die beste Tarnung. Ein offizielles Reiseunternehmen ... ein offizielles Hotel ... aber vermutlich immer ausgebucht.«

Amanda klickte über die Seiten. »Stimmt!«

Joyce richtete sich wieder auf. »Sag ich doch.« Sie schaute auf ihre Uhr. »Wo haben diese Leutchen denn ihren Firmensitz? Mit den Bussen benötigen sie eine Tankstelle und einen Betriebshof.«

»Torre Verde ... das ist nicht weit von hier.«

Joyce schickte unterdessen per Scan die beiden Ausweise der Geheimdienst-Mitarbeiter an Paraforce.

Joyce hielt den Leihwagen vor einer langen Mauer an. Etwa hundert Meter weiter versperrte ein schmiedeeisernes, schwarz gestrichenes Tor den Weg.

Amanda starrte aus dem Fenster. Drei schwache Straßenlaternen tauchten die überholfällige Pflasterstraße in kaltes Licht.

»Vor dem Tor stehen Überwachungskameras«, knurrte sie.

»Habe ich nicht anders erwartet«, kam es von Joyce.

»Laut unserer Singvögel startet eine sogenannte Reisesgruppe um acht Uhr in der Früh«, murmelte die Paraforce-Agentin.

Joyce schürzte die Lippen. »Dann sollten wir dabei sein.«

Als sie ins Hotel zurückkehrten, reichte ihnen die Rezeptionistin einen dicken wattierten Umschlag.

»Das wurde für Dr. Coventree abgegeben.«

Im Aufzug lächelte Joyce spitzbübisch. »Geht doch!«

»Von Blackstone?«, wollte Amanda wissen.

Joyce schüttelte lachend den Kopf. »Mein Sir John ist da schneller mit seinen Verbindungen. Blackstone sollte ihn in seine Unternehmungen einbeziehen.«

Am nächsten Morgen bezogen die Paraforce-Agentin und die Wissenschaftlerin Dr. Joyce Coventree ihren Posten.

Sie sahen, wie etwa dreißig Personen – Frauen und Männer – durch ein Seitentor das Anwesen von *Catalunia Viages* betraten. Ein Mann in der Uniform des Busunternehmens prüfte die Ausweise. Er führte eine Checkliste.

»Na dann los!«, rief Joyce und stieg aus dem Wagen.

Der Torwächter wollte die Pforte schon schließen, als er die beiden Frauen sah.

»Leider ist diese Reise ausgebucht, meine Damen«, erklärte er mit Bedauern in der Stimme.

Joyce machte ein ernstes Gesicht. »Davon gehe ich aus.« Sie präsentierte ihren Ausweis.

Der Mann von *Catalunia Viages* runzelte die Stirn.

»Inlandsgeheimdienst ... davon weiß ich nichts.«

»Aber ihre Vorgesetzten!«, kam es streng von Joyce.

»Ich muss telefonieren«, brummelte er.

»Das würde ich sein lassen. Unsere Mission ist streng geheim. Ihre Vorgesetzten würden sie irgendwohin verbannen.«

Der Mann wurde ob des selbstsicheren Auftretens der Wissenschaftlerin sichtlich nervös.

Zwanzig Minuten später saßen sie auf der hinteren Bank des komfortablen Busses und fuhren in die Berge.

Die Fahrt dauerte fünfundvierzig Minuten, dann stoppte der Bus vor der Absperrung. Dieses verrottet wirkende Gatter öffnete sich wie von Geisterhand.

Der staubige Weg wandelte sich wieder hinter einem Pinienhain in eine befestigte Straße.

»Gute Tarnung«, flüsterte Amanda.

Das Hotel Roses erweckte den Eindruck einer Mittelklasse-Herberge. Eine großzügige Frontterrasse, große Fenster und ein frischer weißer Anstrich.

Der Bus hielt, zischend öffneten sich die Türen. Ein junger Mann – Typ ewig großer Junge – stieg ein.

»Hallo, ich begrüße Sie im Namen von Catalonia Viages und der Geschäftsleitung des Hotels Roses. Begeben Sie sich mit Ihrem Gepäck bitte an die Rezeption. Dort werden Ihnen die Zimmer zugeteilt. In einer Stunde treffen wir uns im Konferenzraum acht zum Begrüßungscocktail.«

Die Rezeption erwies sich als modern und großzügig. Zwei Damen in der Uniform, die einer Fluglinie

ähnelten, nahmen das Einchecken vor.

Der sogenannte Reiseleiter hielt die Buchungsliste in den Händen.

Der Mann vom Betriebshof hatte die Liste ergänzt.

Joyce und Amanda erhielten als letzte die Schlüssel. Der *Reiseleiter* musterte sie. Dann zuckte er die Achseln.

Einen Aufzug gab es nicht, also stiegen die Agentin und die Wissenschaftlerin zum zweiten Stockwerk hinauf und bezogen Zimmer 202.

Joyce ging ins Bad und drehte die Dusche auf. Amanda scannte unauffällig das Zimmer. Ihr Spezialgerät steckte in einer Umhüllung, die wie ein Nagel-necessaire aussah.

Als sie ins Bad trat, flüsterte sie nahe an Joyce' Ohr: »Zwei Kameras und mehrere Mikros. Nur das Bad ist sauber.«

»Toll!«, zischte Joyce. »Wenigstens pinkeln kam man ungesehen.« Es klang sarkastisch.

Die beiden verhielten sich ungewohnt – zogen sich vor dem Duschen ungeniert aus, als gäbe es keine heimlichen Beobachter.

Pünktlich erschienen sie im Konferenzraum.

Als die Türen sich schlossen, bezogen zwei Männer in dunklen Anzügen Posten. Der Raum dunkelte sich ab.

Vorn an einer Art Rednerpult stand der Mann, der sich als Reiseleiter vorgestellt hatte.

Plötzlich hatten Amanda und Joyce das Gefühl, als zittere der Teppichboden leicht.

Die beiden Frauen sahen sich stumm an.

Das Licht wurde heller und hinter dem Rednerpult fuhr eine Wand zurück. Man blickte in einen Saal voller Monitore. Zahlreiche Personen arbeiteten daran.

»Meine Damen und Herren«, begann der Reiseleiter, »wir befinden uns nun knapp hundert Meter unter dem Hotelkomplex. In Ihren Mobiltelefonen befindet sich ein Lageplan, der Sie zu Ihren Arbeitsplätzen führen wird. Folgen Sie der Sprachansage. Eine Telefonverbindung nach außen ist von hier nicht möglich. Aus Sicherheitsgründen. Ihr Gepäck wird in Ihre Unterkünfte gebracht.«

Joyce drängte sich wie zufällig an Amanda. »Nicht sprechen«, zischte sie durch die Zähne.

Sie aktivierten ihre Mobilphones und ließen sich führen. An einer Ganggabelung mussten sie sich trennen.

Amandas Weg führte abwärts, über mehrere Galerien, von wo aus sie Hallen mit ihr noch unerklärlichen Produktionen sehen konnte.

»Ziel erreicht«, sagte ihr Telefon plötzlich und ein grüner Pfeil wies auf eine graue Tür.

»Geben Sie den in Ihrem Telefon gespeicherten Code ein«, hörte sie aus dem Gerät.

Eine sechsstellige Zahlenkombination blinkte auf.

Amanda tippte den Code in die vorgesehene Tastatur.

Die Tür fuhr zur Seite und gab den Weg frei.

Amanda trat ein.

Die blonde Frau in der Uniform eines Major-Serge-

ants drehte sich langsam um. Sie lächelte die Paraforce-Agentin gewinnend an.

»Hallo, Miss Harris. Ich begrüße Sie in der geheimsten Geheimzentrale der Welt.«

Amanda musste schlucken.

»Justine Marlow ...«, flüsterte sie.

### *Im Netz der Spinne*

Die Marlow kam einen Schritt näher.

»Das hätten Sie nicht erwartet, oder?«

Die Paraforce-Agentin fing sich rasch. »Eigentlich hätte ich mir denken können, dass Sie Ihre Hände im Spiel haben. Was ist das hier?«

Justine Marlow lächelte nachsichtig. »Ein Tor zu anderen Welten. Wir halten hier seit Jahren bereits Kontakte zu anderen Planeten – sogar zu anderen Zeitebenen.«

»Ich dachte, das macht Dreamland in den Staaten ...?«

Justine Marlow schüttelte den Kopf. »Dort werden nur spezielle Techniken entwickelt. Nach Plänen, die wir auch aus anderen Welten mitbringen.«

»Sie haben schon immer mit solchen Toren experimentiert. Weil ich das wusste, wollten Sie mich umbringen.«

Justine Marlow bestätigte das ernst. »Aber«, sie machte eine wischende Handbewegung, »Sie leben ja noch. Inzwischen denke ich, man könnte Sie für die Sache interessieren. Vor allem die begnadete Wissenschaftlerin Joyce Coventree.«

Amanda kniff die Augen zusammen. »Weshalb der Tod von Gabner? Die Sprengung des Instituts?«

Die ehemalige Chefin von AIRWINGS schwieg einen Moment. Dann bemerkte sie ernst: »Gabner wollte mit seinem Wissen Geld machen. Das konnte sich das Konsortium nicht leisten. Jede Spur an die Öffentlichkeit hätte unkontrollierte Reaktionen auslösen können. Gabner hat den Traktorstrahl entwickelt, den dieser Astronom in den Probephase gesehen hat.«

Amandas Gehirn rotierte. »Traktorstrahl ... auf dem Mond ...«

Justine Marlow nickte. »Denken Sie, für die Flüge der NASA und für die ISS würden nur zur Erforschung vom Verhalten von Käfern in der Schwerelosigkeit zig Milliarden Dollar ausgegeben?« Es klang zum Schluss spöttisch.

Die Agentin schluckte. »Was ... hat dieser Strahl für eine Bedeutung?«

»Von einer Mini-Insel in der Südsee transportieren wir damit unbeeinflusst und ungestört Material auf den Mond für eine Stadt. Mit Shuttleflügen würde das Jahrhunderte dauern. In dieser Stadt werden sich ungehindert ausgesuchte Wissenschaftler aller Nationen mit Personen aus anderen Welten treffen.«

Amanda begriff das Ausmaß der Aktion.

»Was ist das für eine Anlage im Endpunkt?«

»So etwas wie in den Fantasyfilmen: ein Sternentor. Dies wird allerdings irgendwann auf den Mond verlegt. Der *Van-Allen-Gürtel* stört die Transmission. Es gibt schon mal Fehlschläge.«

Auf Amandas fragenden Blick erklärte sie: »Die Teams landen unkontrolliert schon mal in der Vergangenheit.«

Die Bilder von archäologischen Paradoxen tauchten vor dem geistigen Auge der Agentin auf.

»Weshalb beziehen Sie zum Beispiel Paraforce nicht mit ein?«

Justine Marlow lachte nun fast hysterisch. »Oh Gott! Was denken Sie denn, was dann passiert? Bestimmte Blöcke würden versuchen, alles zu kontrollieren.«

»Ah ja ... und wer kontrolliert das jetzt?«

»Spanien, die Schweiz und ... ich.«

Amanda überlegte blitzschnell. »Sicherlich auch aus Weltbeherrschungs- und Machtzwecken.«

Justine Marlow zuckte die Achseln. »Die Erkenntnisse und Entdeckungen auf den Parallelwelten sind nichts für alle. Denken Sie nur an den Idioten in Nordkorea oder der Türkei. Nein, nein! Das muss so bleiben, wie es ist.«

Justine Marlow kam auf Amanda weiter zu. »Ich zeige Ihnen das Sternentor. Sie können sowieso nichts nach draußen tragen.«

Die Frau führte die Agentin durch weite Gänge bis zu einem Aufzug.

»Es geht noch einmal acht Stockwerke abwärts. Kommen Sie.«

In rasender Fahrt ging es abwärts.

»Übrigens«, erklärte Justine Marlow, »es gibt ein Tunnelsystem, mit dem Spanien, die Schweiz und die USA unterirdisch verbunden sind.«

Amanda zog die Augen zusammen. »Wie das?«

»Das System stammt von einer seit Millionen von Jahren ausgestorbenen Menschheit.«

»Agarhi ...«, murmelte die Agentin.

»Möglich. Wir wissen es nicht.«

Der Lift stoppte.

Justine Marlow verließ die Kabine, Amanda folgte. Dabei stieß sie sich die Schulter an der Kante der Lifttür. Schmerzhaft verzog sie das Gesicht und kniff dabei unwillkürlich das linke Auge zu.

Sie erstarrte.

Ihr Röntgenblick durchdrang den Körper von Justine Marlow.

Was die Agentin erblickte, war *kein* menschliches Skelett.

Es wirkte eher wie ein Schuppenpanzer und gallertartiges Gestrüpp.

Sie vermochte es nicht einzuordnen.

*Devil!*, durchzuckte es die Agentin. Da vor ihr ging kein Mensch!

Ihr Innerstes verkrampfte sich. Was ging hier in dem geheimen Areal vor?

Eine große Schleuse öffnete sich zischend.

Amanda glaubte sich in einen Science-Fiction-Film versetzt.

Sie blickte in einen riesigen Saal. Den Mittelpunkt nahm eine bläulich schimmernde Kugel ein. Im Hintergrund, eher nebelhaft, ein halbrundes, torartiges Gebilde.

Justine Marlow blieb stehen. Sie wandte sich lä-

chelnd zu der Agentin.

»Diese Kugel misst im Durchmesser sieben Meter. Die Sieben ist das Idealmaß für den Hyperraum. Das Tor erzeugt Neutronen, die sich mit der Materie der Kugel verbinden und so einen Tunnel zu anderen Welten erzeugt. Im Moment haben wir engen Kontakt zu einer Welt, die wir mit P676 bezeichnen. Es gibt mehrere Teams, die dort hin und her reisen. Jedes bleibt zehn Tage und kehrt dann zurück. Geophysiker, Geologen, Mediziner, Astronomen, Physiker, Chemiker ... die Wissenschaft querbeet.«

Amanda sog hart die Luft ein. »Um was für eine Welt handelt es sich?«

Justine Marlow lachte leise auf.

»Eine Welt, die uns technisch und ethisch Millionen Jahre voraus ist. Keine Kriege, keine uneinigen Regierungen ... harmonische Natur und Kultur.«

Über Amandas Nase zeigte sich eine scharfe Falte. »Laut zahlreicher historischer und humanoider Studien ist so etwas nicht möglich.«

»Diese Welt hat es geschafft. Die Biologie und ethische Grundsätze sind mit der höheren Natur und der Allmacht des Kosmos zu vereinbaren.«

In Amandas Kopf schrillten alle Alarmglocken.

Trotzdem erwiderte sie leise: »Faszinierend.«

Justine Marlow blickte nun die Agentin ernst an. »Das ist es!«

### *Der Saal der Erkenntnis*

Zwei Stunden später traf Amanda Harris in der Kanti-

ne, die eher einem Nobelrestaurant glich – mit computersimulierter Aussicht auf eine unendlich scheinende Berglandschaft Südamerikas – wieder mit Joyce Coventree zusammen.

»Eine unglaublich inspirierende Angelegenheit, nicht wahr?«, kam es leise über die Lippen der Wissenschaftlerin.

Amandas Augen zogen sich zusammen. »Wie meinst du das?«

»Na, diese Harmonie aus einer anderen Welt.«

Sie gingen zum reichhaltigen Buffet.

Von dort zog Joyce die Freundin auf eine gleichfalls simulierte Terrasse. Sie nahmen Platz. Dabei verschüttete Joyce ihren Kaffee. »Oh, verflixt ...« Sie beugte sich über den Tisch und kam Amandas rechtem Ohr ganz nah. »Das Ganze hier ist ein Holodeck Marke Enterprise«, zischte sie.

Dabei wischte sie mit einer Serviette über den Kaffeefleck.

»Justine Marlow ist kein ... normaler Mensch«, zischte Amanda zurück.

»Ich weiß! Einiges am Verhalten der Leute alarmierte mich. Allerdings dachte ich eher an Gehirnwäsche.«

»Nein – in ihrem Körper steckt ein anderes Wesen.«

»Teufel auch ...« Sie nahm gegenüber Amanda Platz.

Sie begannen damit, ihre Mahlzeit einzunehmen.

Eher wie zufällig ließ die Agentin die Serviette fallen. Sie landete neben Joyce linkem Fuß. Amanda bückte sich und flüsterte von unten: »Diverse Teams

reisen irgendwo hin ... aber andere Wesen in Tarnkörpern kehren zurück.«

Sie setzte sich wieder und schaute interessiert in die Landschaft. Die beiden Frauen machten Small Talk, denn vermutlich wurden sie abgehört.

Plötzlich erklang eine Lautsprecherstimme.

»Achtung! Alle Mitarbeiter werden in zehn Minuten in der Halle der Erkenntnis erwartet zu neuen Instruktionen.«

Joyce Kopf ruckte hoch. »Halle ... der Erkenntnis?«

Amanda trank ihren Kaffee aus. Sie nahm das Tablet und raunte Joyce zu: »Vorsicht ist geboten.«

Es hielten sich wohl dreißig Leute in der Kantine auf. Amanda und Joyce folgten ihnen einfach.

Bei der sogenannten Halle der Erkenntnis handelte es sich um einen großen Saal. Grünliches und bläuliches Licht wechselte sich sanft ab. An der Stirnwand leuchtete ein Symbol. Ein Diamant, aus dem stilisiert ein Gesicht auf die Anwesenden blickte.

Justine Marlow betrat eine kleine Bühne.

»Liebe Freunde, in wenigen Minuten kehrt eines der Forschungsteams wieder zu uns zurück. Ein neues Team wird in acht Stunden zu NZ676 starten.«

Sie machte eine kleine Pause. Dann: »Ich freue mich, dass zwei neue Mitarbeiter dieses sechsköpfige Team verstärken werden.«

Sie schaute lächelnd zu Joyce und Amanda herüber.

»Dr. Joyce Coventree und Dr. Amanda Harris.«

Sphärische Musik setzte ein.

Amanda presste die Zähne zusammen. Die Schwin-

gungen versuchten, in ihr Gehirn einzudringen. Sie verursachten Symptome wie eine Droge. Auch Joyce kämpfte dagegen an.

Amanda zog Joyce langsam zur Tür zurück. Justine Marlow hatte die Bühne verlassen.

Kaum befanden sie sich außerhalb des Raumes, ließ der Druck im Gehirn nach.

»Hypnosestrahlung über die Musik«, japste Joyce.

Amanda fuhr sich mit einer Hand über die Augen. »Ich bin überzeugt davon, dass erneut Aliens ... oder was auch immer ... aus der Kapsel steigen werden.«

»Du denkst an eine heimliche Invasion?«

»Sie haben recht«, erklang es da kalt hinter ihnen. Die beiden Frauen wirbelten herum. Justine Marlow stand dort und schaute sie aus glitzernden echsenartigen Augen an.

»Wer oder was sind Sie?«, stieß Joyce fragend hervor.

Eine dünne, schwarze Zunge schob sich kurz aus dem fein geschnittenen Mund der angeblichen Justine Marlow.

»Nennen Sie mich Tugor. Wir gehören einer Lebensform an, die Ihrer weit überlegen ist. Wir benötigen diesen Planeten in dieser Zeitebene als Brückenkopf. Wir kontrollieren Sie bereits seit einer Zeit, die Sie 1947 nennen.«

»Roswell!«, stieß Joyce aus.

Ihr Gegenüber nickte. »Richtig! Die Angelegenheit wurde so für die Öffentlichkeit und angebliche UFO-Forscher manipuliert, dass niemand mehr Rück-

schlüsse auf die wahre Begebenheit ziehen konnte.«

»Kein UFO ...«, kam es trocken von Amanda.

Joyce Marlow kicherte. »Nun ja ... sagen wir ... eine Maschine, die bestimmte physikalische Räume überwinden konnte. Leider war die Technik instabil. Aber über die Jahre konnten wir ein feststehendes Wurmloch errichten. Hier in Spanien ist eine Basis.«

»Aha«, machte Joyce. »Und Sie denken, Sie kämen damit durch.«

»Das werden wir. Weshalb haben wir auf Ihrer Welt so viel politischen Unfrieden gestiftet?! Wenn wir auftauchen ... mit unserem der Erde angeglichenen Armeepotenzial wird jeder Staat dem anderen eine Invasion in die Schuhe schieben. Es wird nukleare Zerstörung geben. Unsere Spezies kann in – wie Sie sagen würden – atomar verseuchter Luft umso besser existieren.«

Amanda schluckte. »Sie wollen die Erde für Ihre Lebensform verwüsten?«

Erneut das fremdartige Kichern. »Das tut diese unnütze Menschheit doch in Kürze sowieso.«

Justine Marlow machte eine ausladende Armbewegung. »Darf ich Sie nun in den Vorbereitungsraum bitten?«

Sie setzte sich in Bewegung.

»Moment noch!«, rief Joyce. »Wo befindet sich die echte Justine Marlow?«

»Sie liegt in einer speziellen Tiefschlafkammer. Nachdem sie leichtsinnigerweise unsere Welt für ihre Zwecke erforschen wollte, erkannten wir den Nutzen

in ihrer Persönlichkeit. Die Kontakte zur Weltraumbehörde ... Forschungsstätten ...«

»Ach ... Sie haben den Körper nicht vernichtet? Wieso?«

Die Kopie von Justine Marlow winkte ab. »Unwichtig! Jetzt kommen Sie.«

Zwei Männer tauchten auf. Der Agentin und der Wissenschaftlerin blieb keine Wahl. Sie folgten.

»Sie braucht die Energie des Original-Gastkörpers«, flüsterte Joyce Amanda zu.

Als die beiden Männer merkten, dass Amanda und Joyce Justine Marlow folgten, blieben sie zurück. Der Weg führte zu einem Lift.

Justine Marlow betätigte einen nicht gekennzeichneten Knopf.

Amanda und Joyce verständigten sich. Als der Lift anruckte, stürzten sie sich auf die Marlow.

Diese war zu überrascht, um Gegenwehr zu leisten. Amanda schlug mit aller Kraft zu.

Die Marlow sackte zusammen. Joyce schlug ihr auf die Kopfmitte. Ein gurgelnder Laut erklang, dann regte sie sich nicht mehr.

Der Lift hielt. Mit sanftem Geräusch öffnete sich die Tür.

Die beiden Frauen sahen in einen schmalen, langen Raum, in dem zahllose Behälter lagerten. In einer milchigen Flüssigkeit konnte man Körper erahnen.

Sie zerzten Justine Marlow aus der Liftkabine.

Mit dem Kunststoffgürtel ihres Overalls fesselten sie ihre Hände auf den Rücken.

In einem Zwischenraum zwischen Lifteingang und einem Behälter deponierten die die Ohnmächtige.

Amanda sah sich um.

»Himmel noch mal ... das sind alles Menschen, die ausgetauscht worden sind.«

Es mussten bald an die hundert sein.

»Ihr werdet nichts aufhalten, ihr Kreaturen«, ertönte es rau, fast rostig. Es kam von der Marlow-Kopie.

Joyce lief zurück und trat ihr voll vor den Kopf. Es knackte, der Körper zuckte ... dann Ruhe.

»Rest in Peace«, zischte die Wissenschaftlerin. »Wer auch immer du bist.«

Amanda atmete schwer. »Shit! Was können wir tun?«

Joyce biss sich auf die Unterlippe, ehe sie ausstieß: »Nach oben! Es muss eine Zentrale geben.«

Sie stürmten zurück in den Lift. Joyce betätigte, in Ermangelung von Bezeichnungen, den zweitobersten Knopf.

Als die Kabine anfuhr, deutete sie nach oben zur Revisionsklappe. »Man wird uns erwarten. Da rauf!«

Amanda fragte nicht lange und machte die berühmte Räuberleiter.

Joyce stieg hoch, drückte die Klappe auf und schob sich hindurch. Sie zog Amanda nach. Diese drückte die Abdeckung in die Fassung zurück.

Auf der Kabine erwies es sich durch Ölspuren und Aufbauten, Verschraubungen und Ähnlichem schwierig, das Gleichgewicht zu halten.

»Ich denke, ich habe das falsche Schuhwerk an«, be-

merkte die Wissenschaftlerin mit Blick auf ihre modischen Pumps.

Sie streifte sie ab.

Da blieb die Kabine mit einem harten Ruck stehen. Die beiden Frauen konnten sich eben noch an einem der Drahtseile festhalten.

Amanda ahnte, dass man etwas gemerkt hatte.

Sie wurden gejagt!

Wer immer auch hinter der Aktion stand ... er konnte nicht zulassen, dass diese behindert wurde.

Joyce starrte nach oben. »Shit! Wir sitzen in der Falle!«

Die nächste erreichbare Tür befand sich zwei Meter über ihnen. Amanda deutete nach oben und warf dann ihre Schuhe weg. »Da rauf!«

Wie Affen hangelten sie sich an dem Tragseil hoch. Sie rutschten oft ab, zerschnitten sich die Hände an Fasern, doch endlich erreichten sie die Tür. Am Metallrahmen festkrallend – Joyce brach sich einen Fingernagel ab und fluchte unterdrückt – konnten sie mit den bloßen Zehen auf einer schmalen Kante balancieren.

Amanda versuchte mit einer freien Hand, die Tür zurückzuschieben.

Es klappte nicht.

»Warte«, kam es von Joyce.

Plötzlich vibrierte der gesamte Schacht. Nur mit Mühe konnten sich die beiden Frauen festhalten. Unter ihnen raste die Liftkabine abwärts.

Joyce schloss die Augen. Dann schaffte sie es eben

noch, sich in dem schmalen Türfeld zu ducken, als das Ende des Drahtseils von oben an ihr wie ein Geschoss vorbei rauschte, um ebenfalls in dem unendlich erscheinenden Fahrstuhlschacht zu verschwinden.

Beiden Frauen war klar, dass der Absturz der Kabine geplant war, um sie auszuschalten.

Hastig versuchten sie gemeinsam, die Tür zu öffnen. Es gelang langsam und schweißtreibend. Dann war der Spalt so groß, dass sie hindurchkriechen konnten.

Erschöpft blieben sie auf den blauen Teppichboden liegen.

Amanda war schon aufgefallen, dass die Böden jedes Stockwerks eine andere Farbe besaßen. Allerdings hatten einige Flure nur gestrichenen Beton. Dass hier ein weicher Teppichboden verlegt worden war, signalisierte, dass hier eventuell eine der Führungsschichten residierte.

Der Gang schien an die dreißig Meter lang, dann machte er einen Knick.

Die Fahrstuhltür begrenzte die andere Seite des Flurs.

Amanda kam auf die Beine. Der Teppich fühlte sich angenehm weich unter ihren Sohlen an.

Sie wandte sich an Joyce. »Wir müssen hier weg. Man wird bemerken, dass wir nicht tot dort im Keller liegen.«

Joyce lachte böse auf. »Das sind an die zwölf Stockwerke abwärts. Bis die den Müll vom möglichen Mus getrennt haben ...« Sie ließ offen, was sie weiter

dachte.

»Ich denke nicht«, knurrte Amanda und deutete auf eine Deckenkamera.

Joyce fluchte. »Dann müssen wir uns wirklich beeilen!«

Sie rannten los.

Vor dem Knick des Flures pressten sie sich eng an die Wand. Zwei Männer in der Uniform der spanischen Armee kamen heran.

»Auf zwei!«, flüsterte Amanda.

Alles ging blitzschnell. Die beiden Soldaten stürzten bewusstlos zu Boden.

»Die Waffen!«, zischte die Agentin.

Jeder der beiden Soldaten besaß eine 44er Beretta.

Joyce machte eine überraschte Bemerkung.

Amanda entgegnete: »Die haben keine Eigenfabrikate.«

Sie blickten um die Ecke. Eine breite, doppelflügelige Metalltür in gleichfalls blauer Farbe – dem Boden angepasst – führte weiter.

Amanda betrachtete die klinkenlose Tür. Dann drückte sie ihre Hand auf einen Punkt, der Durchgang wurde freigegeben.

Sie schauten in einen Raum, der einer Bibliothek des 19. Jahrhunderts glich.

Deckenhohe Bücherregale mit antiken Buchrücken, davor im letzten Drittel des wohl sechzig Quadratmeter messenden Raumes ein alter Eichenschreibtisch mit einem gleichfalls antiken Globus.

Dahinter schrieb ein Mann mit altmodischer Klei-

dung an einem Schriftstück. Er blickte nicht auf.

»Was ... ist das hier?«, stammelte Joyce kaum hörbar.

Amanda kniff das linke Auge zusammen.

Sofort änderte sich das Bild. Sie sah einen Raum mit Stahlwänden und Kabeln, dazu projektorähnliche Geräte.

»Ein Hologramm! Ein weiteres Holodeck.«

»Zu welchem Zweck?«, kam es tonlos von der Wissenschaftlerin.

Amanda zuckte mit den Achseln. »Vielleicht müssen oder sollen sich die ... *Reisenden* ... in bestimmte Zeitszenarien denken?«

»Genau so ist es, Miss Harris«, kam es leise hinter dem Rücken der beiden Frauen.

Sie drehten sich blitzschnell um. Da stand Justine Marlow. In jeder Hand eine merkwürdig wirkende, klobige Waffe.

Hinter ihr stand eine Frau in der Uniform eines Royal-Sergeanten.

»Northen, bitte schalten Sie mal um«, gebot die Marlow.

Der Mann betätigte einen versteckten Schalter und das Bild wandelte sich in die Kommandobrücke eines großen Schiffes. Überdimensional wirkte das Ruderad.

Ob der erstaunten Blicke von Amanda und Joyce erklärte sie: »Die Titanic.«

Sie kam ein paar Schritte näher. »Wir können hier alles simulieren. Einschließlich daraus resultierender

Unfälle.«

Joyce räusperte sich. »Wie meinen Sie das?«

Die Marlow lachte kurz und hart.

»Die Titanic zum Beispiel geht unter und Sie mit. Irrendwo und -wann wird man zwei Tote finden. Auf rätselhafte Art ertrunken. Man wird es nicht aufklären können.«

»Sie sind verrückt!«, spie Joyce aus.

Erneut lachte die Marlow. »Ich kann Sie auch in das Cockpit eines Bombers aus dem Zweiten Weltkrieg setzen. Sie werden abstürzen und wenig wird von Ihnen übrig bleiben.«

Während die Frau selbstherrlich sprach, hatte Amanda den Körper unmerklich gedreht.

Zwei Schüsse blafften auf.

Die Marlow und auch der Mann wurden von den Geschossen um die eigene Achse gewirbelt und stürzten.

Dann geschah Unfassbares.

Beide erhoben sich wieder, in unsicheren Bewegungen, dann platzte der menschliche Biokörper auf und grüne Flüssigkeit spritzte in den Raum.

Dann klappten beide wieder zusammen, wie Marionetten, denen man die Fäden abgeschnitten hat.

Amanda und Joyce blickten sich an. Dann stürzte die Wissenschaftlerin auf die tote Justine Marlow zu. Mit geweiteten Augen erkannte sie einen verschrumpelten Zweitkörper.

Eine Mischung aus Krokodil und Schildkröte.

»Die echte Justine Marlow steckt in einer Retorte.

Weit unten, wo wir hergekommen sind.« Emotionslos kam es von Amanda.

Das Hologrammbild schaltete sich ab und gab nur den Wänden, Stahlgerippen und Projektoren Raum.

Doch nur für knapp dreißig Sekunden. Dann wandelte sich das Bild in ein Ödland. Amanda und Joyce glaubten sich mitten in eine Wüste versetzt. Vor ihnen lag ein Hügel aus Fels und Geröll.

»Bleib stehen«, flüsterte Amanda. »Was immer passiert.«

Die beiden überdimensionalen Köpfe der Kobras hoben sich über den Hügel.

Joyce unterdrückte einen Schrei.

»In die Hocke!«, rief Amanda und sackte zu Boden. Nur haarscharf verfehlte sie der Strahl des Kobragiftes, den die Köpfe ausspien.

Joyce schoss auf eine der Köpfe, aber ohne Wirkung.

»Du kannst ein Hologramm nicht töten!«, schrie Amanda ihr zu.

»Aber sie bespritzen uns mit ihrem Gift!«, kam es von der Wissenschaftlerin zurück.

»Die Düsen sitzen in Spritzpumpen. Aber unser Geist wird die Körper manipulieren, sodass es später aussehen wird, als hätten wir tatsächlich gegen irgendwelche Monster angekämpft.«

Eine dritte Schlange tauchte auf. In allerletzter Sekunde konnten sich die beiden Frauen mit einem Sprung retten. Amanda schloss wieder das linke Auge. Da sah sie die beiden tentakelartigen Düsen, die ihr todbringendes Gift wie von einer Riesenkobra ver-

sprühten.

Sie erkannte auch die fingerdicken Stromkabel.

Amanda spannte sich an und ein roter Strahl verließ die Pupille ihres rechten Auges. Er traf eines der Kabel.

Es knallte und stank plötzlich nach verbrannter Isolierung und Kunststoff. Funken sprühten aus den Hologrammmonstern.

Unter zahlreichen grellen Blitzen fiel das Bild in sich zusammen. Es wurde finster. Doch innerhalb weniger Sekunden erhellte eine Notbeleuchtung den Saal.

Amanda sah die Wartungsleiter, die zu einer Empore führte.

»Da rauf«, kommandierte sie. »Schnell!«

Kaum hatten sie sich hoch oben über das eiserne Gelände geschwungen, stürmten zwanzig Navi-Soldaten den Raum.

Amanda und Joyce legten sich lang auf die Bodenplatten der Empore.

Einer der Soldaten – er trug zahlreiche Rangabzeichen – entdeckte die toten Körper.

Er rief etwas in einer völlig fremden Sprache. Dann riss er ein Funkgerät aus einer der Uniformtaschen und rief in spanischer Sprache: »Countdown abbrechen! Roter Alarm!«

Dann stürmten die Soldaten aus dem Holodeck. Die Verbindungstür zum Korridor schloss sich.

»Oh verflucht!«, kam es von Joyce. »Was nun?«

Amanda schnaubte. »Die Zentrale dieser Irrenanstalt suchen und dem Spiel ein Ende bereiten!«

»Und wie?« Joyce' Gesicht stellte ein einziges Fragezeichen dar. Amanda deutet auf das Gitter eines Lüftungsschachtes. »Da durch! Da sind vermutlich keine Kameras.«

Die Wissenschaftlerin verdrehte die Augen. »Auch das noch!«

### *Auf Leben und Tod*

Der Schweiß lief ihnen wie Wildbäche vom Körper.

An einer Abzweigung der Röhren hatte Amanda ein winziges Typenschild entdeckt.

»Commandante« hatte dort gestanden.

Die Röhren verengten sich, erweiterten sich wieder, stiegen steil nach oben, wobei nur kleine Versatzsprossen glitschigen Halt gaben. Nur ihrer Barfüßigkeit war es zu verdanken, dass die beiden Frauen den Kletteraufstieg schafften.

Das Zeitgefühl verlor sich. Von Ferne hörten sie ab und zu den durchdringenden Ton einer Alarmsirene.

Man suchte sie mit vereinten Kräften.

Kein Zweifel.

Dass man sie töten würde, stellte für beide keine Frage dar.

Sie verloren das Zeitgefühl. Als Amanda zwischendurch mal auf ihre Armbanduhr sah, stellte sie fest, dass zwei Stunden vergangen waren.

Sie krochen innerhalb eines waagerechten Rohres entlang, dessen Durchmesser eben einen Körper zuließ, als ein Gitter den Weg versperrte.

Dahinter verlief das Rohr noch etwa zehn Meter

weiter, dann endete es vor einem zweiten Sperrgitter.

»Was ist?«, flüsterte Joyce hinter der Paraforce-Agentin.

»Ein stabiles Gitter. Es geht nicht weiter.«

»Es muss! Zurück können wir nicht!« Joyce keuchte es mehr, als dass sie es sagte.

Einen Moment herrschte Schweigen.

Amanda brach es. »Uns fehlt das Werkzeug. Das Gitter ist verschweißt.«

Joyce presste die Lippen zusammen. Dann senkte sie den Kopf auf das Rohr unter ihr herab und flüsterte: »Nutze dein rechtes Auge. Wenn du den Blick starr auf das entsprechende Objekt richtest, dann ...«

Amanda glaubte, ihr Herz bliebe stehen.

Erst nach zehn Sekunden war sie fähig zu fragen: »Du willst mir aber jetzt nicht sagen, dass ...«

»Doch!«, kam die knappe Antwort.

Die Agentin knickte die Ellenbogen ein, auf die sie sich gestützt hatte.

»Hast du ein Monster aus mir gemacht?«

Sie vernahm Joyce' Atem hinter sich. »Zum Monster macht man sich selber. Aber der Chip war die einzige Möglichkeit, dein Auge zu retten. Er ist für Roboter entwickelt worden.«

Vor Amanda begann sich alles zu drehen. Ihr wurde schlagartig klar, dass sie den Anschlag nur überlebt hatte, in dem man sie mit Ersatzteilen aus der digitalen Wunderkiste der Raumfahrt bestückt hatte.

»Gibt es noch mehr, was ich wissen sollte?«, kam es rau über ihre Lippen.

Joyce seufzte. »Nur noch, dass du mehr Kraft in deinen Beinen besitzt als jeder normale Mensch. Als zerquetsche deine Liebhaber nicht beim Orgasmus.«

Normalerweise hätte die Agentin jetzt laut aufgelacht. Doch nun verkrampfte sie nur ihre Finger.

Endlich meinte sie: »All right. Ich versuch's.«

Sie machte einige tiefe Atemzüge, dann schloss sie das linke Auge und richtete das andere Auge fest auf eine der Gitterverankerungen.

Was passierte, ließ sie das Grauen vor sich selbst packen.

Zehn Minuten später blickte sie durch das letzte Gitter in einen großen Raum, der auch hätte im Raketenzentrum Cape Canaveral sein können.

Ihr rechtes Auge tränkte von der Anstrengung.

»Zounds ... was geht da vor?«, flüsterte sie. Joyce konnte durch die Enge des Luftschachtes nichts sehen.

Amanda beugte sich weiter vor.

Da dröhnte eine Alarmsirene los.

Gleichzeitig füllte ein blauer Nebel den Lüftungsschacht. Vor das Gitter schob sich eine Klappe. Es wurde finster.

### *In der Hölle*

Amanda kotzte wie ein Reiher nach vier Tagen durchsaufen.

Als sie wieder klar denken konnte, blickte sie sich um. Neben sich sah sie Joyce. In tiefer Ohnmacht.

*Bullshit*, dachte sie. Sie mussten einen Kontakt aus-

gelöst haben.

Die Agentin sondierte den Aufenthaltsort.

Er wirkte wie ein Tresor. Ein rundes Schott, alles – auch die Wände und die Decke – aus glänzendem Stahl.

Joyce rappelte sich benommen hoch. »Verdammt ... was ist passiert?«

»Keine Ahnung. Betäubungsgas nehme ich an.« Amanda krächzte es.

Schwankend kam die Wissenschaftlerin auf die Beine und lehnte sich gegen die Wand. »Sieht aus wie eine Gaskammer«, hauchte sie.

Da ertönte eine computerartige Stimme aus einem Lautsprecher. »Countdown in minus 40 Minuten.«

Die beiden Frauen sahen sich an.

Da öffnete sich das Schott. Zwei Männer und zwei Frauen in weißen Laborkitteln traten ein.

»Ah – wieder im Diesseits. Sehr schön!«, höhnte einer der Männer.

Amanda sog die Luft durch die Nase. »Was wird das hier?«

Der Sprecher kam einen Schritt vor. »Sie stören wichtige Ereignisse. Deshalb werden wir Sie auf eine Reise schicken.« Er lächelte nun. »Sie wird sehr interessant für Sie sein.«

Joyce begehrt auf. »Reise? Wohin?«

»Eine sehr spannende Welt. Kommen Sie einfach mit.«

Als Joyce und Amanda eng nebeneinander durch das Schott traten, flüsterte Joyce: »Wir müssen hier

weg!«

Amanda tat, als würde sie stolpern. Joyce fing sie auf.

»Auf drei!«, zischte die Agentin.

Der Überraschungseffekt lag auf der Seite der beiden Frauen.

Joyce stieß dem ihr am nächsten stehenden den Ellenbogen in die Herzgrube. Es knackte, als ob man eine Hartplastikplatte zerbräche. Amanda schoss ihren Röntgenblick in ein Auge des anderen Burschen.

Der kreischte in einem Hochfrequenzton auf.

Das konnte nicht von einem Menschen stammen.

Die beiden Frauen standen wie erstarrt. Amanda riss einem der sich am Boden windenden Kreaturen die Waffe aus dem Gürtel. Sie zog den Stecher durch.

Ein Laserstrahl bahnte sich seinen Weg und durchbohrte den ersten Körper.

»Nicht übel, das Ding«, knurrte die Agentin dabei anerkennend.

Die zweite Frau wollte sich zur Flucht wenden, doch ein erneuter Schuss aus der Waffe stoppte sie abrupt.

Was nun geschah, ließ sich kaum beschreiben.

Die weißen Kittel gingen in Flammen auf. Gleichzeitig bäumten sich die Körper grotesk nach vorn auf. Die menschliche Haut warf Blasen und spritzte einfach umher. Darunter erkannte man grünliche Schuppen.

Die beiden männlichen Wesen versuchten, auf die Beine zu kommen.

Zwei Schüsse aus der Laserpistole beendeten das

Manöver.

»Jetzt ab durch die Mitte!«, rief die Paraforce-Agentin Joyce zu.

Joyce Coventree wirbelte bereits herum.

Sie rannten weiter und gelangten zu einem Schott.

»Bullshit!«, rief Joyce auf.

Amanda kniff ein Auge zu. Inzwischen beherrschte sie ihren Röntgenblick. Sie sah die Platinen unter der Abdeckung. Dann reduzierte sie den Blickkontakt und erkannte die Fingerabdrücke.

»Drück!«, rief sie Joyce zu. »677865!«

Joyce befolgte die Aufforderung. Zischen schob sich das Schott zur Seite.

Ein weitreichender langer Gang, erhellt von unsichtbaren Leuchtkörpern, zeigte sich ihnen.

Sie rannten weiter. Hinter ihnen schloss sich die Öffnung.

Irgendwo stampften Maschinen.

»Ist das ein Raddampfer?«, kam es gequält von Joyce. Ihre nackten Füße patschten auf dem Betonboden.

Der Gang machte eine sanfte Kurve. Dann standen sie vor einer Lifttür. Sie war geöffnet.

Die beiden Frauen sprangen hinein.

Die Paraforce-Agentin betätigte den obersten, nicht gekennzeichneten Knopf.

Die Lifttür schloss sich summend, dann setzte sich die Kabine in Bewegung. Sie nahm an Fahrt zu. Sie rasten aufwärts. Dann, nach zehn Sekunden, bremste der Fahrstuhl.

Die Tür schob sich zur Seite.

Amanda und Joyce blickten in den Rezeptionsraum des Hotels Roses.

Amanda hielt die Laserpistole umkrampft in der Rechten.

Kein Lebewesen zeigte sich im Eingangsbereich. Helle Sonne reflektierte in der Scheibe des Eingangs.

Sich sichernd umsehend, näherten sie sich der Tür. Diese schob sich automatisch auf.

Auf dem Parkplatz stand ein schwarzer Bus. Daneben ein Jeep.

Amanda sog die Luft durch die Nase.

»Der Bus«, entschied sie.

Joyce sah sie fragend an.

Doch da hatte Amanda bereits den Bus erreicht, öffnet die Tankabdeckung und betätigte den dahinter verborgenen Knopf. Zischend öffnete sich die vordere Tür.

»Wäre der Jeep nicht besser?«, kam es zweifelnd von Joyce.

»Nein«, lautete die kurze Antwort der Agentin. Sie schwang sich auf den Fahrersitz und startete den Motor. Diese Busse brauchten keine Zündschlüssel. Wer sich nicht auskannte, würde den Türöffner sowieso nicht finden.

Der Motor dröhnte auf und Amanda gab Gas. Joyce ließ sich auf den Busbegleitsitz fallen.

Da knallte es ohrenbetäubend.

Einzelteile des Jeeps trudelten durch die Luft. Etwas traf das Heck des Busses. Amanda trat das Gaspedal durch.

»Deshalb fand ich den Bus besser«, kam es lakonisch von der Paraforce-Agentin.

Das schwere Gefährt rumpelte in den schmalen Zufahrtsweg des Hotels.

Da ratterte eine MPi los. Die Kugeln prallten von der Frontscheibe ab.

Amanda lachte laut auf. »Eigentor, ihr Experten!«

Joyce schloss die Augen. »Woher wusstest du, dass der Bus kugelsicher ist?«

Amanda kicherte nun. »Bei dem hochkarätigen Personal geht man doch kein Risiko ein«, kam es belustigt über ihre Lippen.

Die Wissenschaftlerin klammerte sich fest. »Wo fährst du hin?«

»Wo wir am sichersten sind. Mitten in die Stadt.«

Der schwarze *Bell* tauchte direkt vor ihnen auf der abschüssigen Serpentinstraße auf. Amanda sah das Aufblitzen des Mündungsfeuers. Automatisch duckte sie sich weg.

Es knallte wie Hagelkörner vor die Scheibe. Doch sie hielt.

»Scheiße!«, schrie Joyce auf.

Dann ein zweiter *Bell*.

»Der hat Abwehrraketen!«, kam es mit sich überschlagender Stimme von der Wissenschaftlerin.

Amanda wartete nicht, bis sich der Helikopter in Position gebracht hatte. Sie kniff ein Auge zusammen und konzentrierte sich.

Da sah sie, wie sich der Pilot mit zuckender Bewegung an das Helmvisier fasste. Der Helikopter

schwankte ... sackte nach rechts und kollidierte mit der anderen Maschine.

Ein Feuerball hüllte einen Teil der Straße ein.

Amanda blinzelte und gab Vollgas.

### *Trügerische Sicherheit*

Den Bus hatten sie am Ortseingang einfach stehen gelassen und sich auf Umwegen bis zum Hotel geschlichen.

Die Rezeptionistin hatte zwar etwas merkwürdig geschaut, als sie barfuß und in ziemlich lädierter Kleidung, wie auch mit völlig wirrem Haar, auftauchten.

Joyce ließ sich einfach aufs Bett fallen.

Amanda sondierte durch das Fenster die Umgebung.

»Ob wir hier sicher sind, kann ich noch nicht sagen.«

Joyce drehte sich etwas zur Seite. »Wir haben zu viel gesehen. Man wird uns jagen.«

Die Paraforce-Agentin streifte ihre Kleidung ab und ging zum Bad.

Über die Schulter zu der Wissenschaftlerin blickend merkte sie an: »Dieser Weltraum-Chip im Auge ist gar nicht so übel«, flüsterte sie monoton.

Eine Stunde später hatten sich die beiden Frauen zivilisiert.

»Was ist mit Justine Marlow?«, fragte Joyce leise.

Amanda machte eine verächtliche Grimasse. »Sie ist da, wo sie am besten aufgehoben ist.«

Joyce entgegnete nichts dazu.

Amanda informierte über ihren gesicherten Laptop

die Zentrale. Ihr Handy hatte sie verloren.

Blackstone war nervös.

»Eine laufende Invasion ...«, kam es atemlos.

»Die spanische Regierung ... jedenfalls bestimmte Kreise ... hängen da mit drin.« Amanda sagte es emotionslos.

Einen Moment war es still und die Agentin sah nur das leichenblasse Gesicht ihres Chefs.

Endlich würgte er hervor: »Was kann man tun? Eine Atombombe auf das Areal werfen?«

»Das würde wenig nützen, Sir«, kam es von Amanda zurück. »Der Tunnelstrahl zum Mond muss unterbrochen werden.«

Blackstone fuchtelte mit den Armen. »Kennen Sie den Ausgangspunkt?«

»Ja!«

Jemand geriet halb in das Kamerafeld. »Moment«, murmelte Blackstone. Dann schaute er auf einen Ausdruck. Er hob den Blick wieder zur Kamera und sah Amanda an.

»Ein Satellitenflug hat uns eben gezeigt, dass die große Energiewolke um das Gebiet abgeschaltet ist.«

Amanda holte tief Luft. »Vermutlich hat man unsere Flucht bemerkt und hat das Wurmloch unterbrochen.«

»Aber wie viele ... Invasoren in Gastkörpern existieren schon irgendwo?«

Amanda nahm an, dass man bisher erst den Transport erledigt hatte. »Ich denke, gewisse Schaltstellen in der Army und der Regierung sind besetzt worden.

Hören Sie zu – die kleine Insel befindet sich ...« Sie gab die Koordinaten durch, die Amanda noch hatte feststellen können, als sie sich in der sogenannten Halle der Erkenntnis aufhielten.

»Bombardieren Sie diese Insel!«

»Okay! Ein Geschwader ist bereits unterwegs. Was tun Sie?« Blackstones Stimme klang gequält.

»Wie ich aus den Nachrichten weiß, findet Donnerstag in Madrid die Konferenz der europäischen Außenminister statt. Die beste Gelegenheit diese Leute gegen Duplikate auszutauschen.«

»Oh Gott, dann säßen diese Echsen ... oder was auch immer ... in den Regierungen der Welt. Aber wie werden diese ... diese ... Invasoren an die Körper kommen?«

Nun musste Amanda lachen. »In deren fortgeschrittener Gentechnik werden sie nur ein Haar oder eine Hautschuppe benötigt haben.«

Es hörte sich an, als schließe Blackstone auf eine Tischplatte.

»All right! Machen Sie sich auf den Weg nach Madrid. Ich schicke einen Jet der Botschaft.«

»Nein!«, rief Amanda. »Wer weiß, welche Infiltration es auch dort gibt. Beeinflusste Menschen vielleicht. Wir kommen schon so klar.«

Blackstone schien zu zögern, doch dann nickte er.

Amanda unterbrach die Verbindung.

Mit einem Mietwagen fuhren sie durch die Nacht.

Irgendwann tauchte im Scheinwerferlicht ein Schild auf.

## AERIOPORTO EMPURIABRAVA.

»Hier wird uns niemand vermuten«, zischte Amanda. »Dieser winzige Ort liegt weit ab vom normalen Touristentrubel.«

»Wie willst du mitten in der Nacht einen Jet bekommen?«, fragte Joyce zweifelnd.

Amanda lächelte nur, was Joyce im Widerschein der Fahrzeugarmaturen sah.

»Ich kenne hier jemanden, der sich über meinen Besuch freuen wird.«

Zehn Minuten später hielten sie vor einem abgelegenen Haus im Bezirk Montgrí.

»Wer wohnt hier?«, wollte Joyce wissen.

»Ein Freund, der uns weiterhilft.«

Michael Ormanns, der Herausgeber der Zeitung ARENA, staunte nicht schlecht.

Nach einem langen Gespräch übergab er ihnen einen Hausschlüssel.

»Ist nicht weit. Um den Jet kümmere ich mich morgen direkt.«

Das Haus lag abseits und besaß eine herrliche Dachterrasse, von der man weit sehen konnte. Auf einer Seite die Berge, auf der anderen das Meer.

Sie richteten sich ein. Sogar Vorräte gab es.

»Wenn ich mich mal zurückziehen muss«, hatte Michael gesagt.

Sie schlossen die stabilen Jalousien. Den Wagen hatten wir eine Straße weiter geparkt. Zwischen vielen anderen am Bootshafen.

Amanda schaute auf die Uhr.

Fast Mitternacht.

Joyce zauberte in der kleinen Küche ein hervorragendes Abendessen.

»Besser spät als nie«, kam es mit einem Lachen.

Sie speisten auf der Dachterrasse. Von unten – oder von einem anderen Haus – konnten sie nicht beobachtet werden. Ganz davon abgesehen, dass die Häuser in direkter Nähe leer standen. Man wartete auf Feriengäste.

»Wie kommen wir in die Botschaft?«, fragte Amanda leise und schaute auf den Kerzenkandelaber. Im sanften Nachtwind flackerten die vier Kerzen.

»Denkst du, dieser Ormanns kann uns wirklich weiterhelfen?«, wollte Joyce während des Essens in der gemütlichen Sitzecke wissen.

Amanda schenkte Wein nach. »Er besitzt sehr weitreichende Verbindungen. Auf ihn ist Verlass.«

Nach dem Mahl lehnte sich Amanda auf der Bank zurück und zündete sich einen Zigarillo an.

Joyce angelte in ihrer Handtasche nach einer Benson & Hedges.

Amanda grinste.

»Interessant ... wie die Tochter, so die Mutter.«

Auf Joyce' fragenden Blick fuhr die Agentin fort: »Ihr lauft beide nicht nur leidenschaftlich barfuß, ihr raucht auch dasselbe Zeugs.«

Die Wissenschaftlerin runzelte die Stirn. Leise kam es über ihre Lippen: »Dann müssten wir uns eigentlich gut verstehen.«

Amanda ergriff Joyce' Hand. »Das wird wieder. Ihr

seid eben beide ... Dickköpfe.«

Joyce lachte hart auf. »Ja – diese Sturheit hat sie von mir.«

Die Agentin stieß den Rauch ihres Zigarillos aus und schaute dann ihre *Kampfgefährtin* an.

»Du bist eine wunderbare Frau«, kam es fast geflüstert.

Joyce zog belustigt die Augen zusammen. »Was wird das jetzt ... ein Heiratsantrag?«

Amanda drückte ihre Hand etwas fester und kicherte.

»Nee ... du hast ja deinen John.«

Dann setzte sie hinzu: »Keine Sorge, ich werde dich auch nicht anmachen. Ich hab nichts gegen Kerle. Aber ...«

Nun blickte Joyce ihr tief in die Augen. »Das eine schließt das andere nicht aus ... wolltest du sagen.«

Amanda nickte. »Wir hatten doch *spannende* Momente. Sogar freiwillig.«

Joyce zog sanft ihre Hand weg und griff zum Weinglas. Sie nahm einen tiefen Schluck und schaute dann über das Glas hinweg die junge Agentin an.

»Ich habe übrigens auch gar nichts dagegen, diese Momente zu haben.«

Amanda schluckte.

*Teufel! Wohin führte dieses Gespräch? Waren sie beide verrückt?*

Joyce schien die Gedanken zu erraten.

»Wir lieben beide das Prickeln des Besonderen. Weshalb sollten wir es nicht haben?«

Dann beugte sie sich näher zu Amanda herüber. »Wir haben es doch genossen. Uns einfach auszuleben ... egal, welche Vorlieben dabei zusätzlich zum Vorschein kamen.«

Sinnend schaute Amanda auf die Tischdecke. Schweigen legte sich über die Terrasse.

Endlich brach Amanda es.

»Es liegt wohl daran, dass wir uns vollständig vertrauen.«

Joyce ergriff nun ihrerseits Amandas Hand. »Wir vertrauen uns mit geschlossenen Augen. Das ist ein Geschenk.«

»Wie vereinbarst du das mit deiner Beziehung zu John?«

Joyce lächelte mild. »Das ist etwas völlig anderes. Es sind zwei verschiedene Welten.«

Langsam zog sie Amanda zu sich heran.

Ihre Lippen öffneten sich.

### *Aus heiterem Himmel*

Gegen vier Uhr in der Früh – es dämmerte bereits – vernahm Joyce im Unterbewusstsein das Knattern eines Helikopters. Sie stieß Amanda neben sich an.

Die rekelte sich verschlafen und knurrte: »Was ist los?«

Doch dann hörte sie es auch. Im Nu war sie aus dem Bett – die 45er umklammert.

Amanda hastete die Treppe zur Terrasse hinauf. Sie spürte die Morgenkühle unter den nackten Füßen. Dich hinter ihr kam Joyce.

Geduckt schauten sie nach oben.

Da jagte der schwarze Bell über sie hinweg.

Das Geräusch verebbte.

»Der meinte nicht uns«, kam es aufatmend von der Wissenschaftlerin.

Amanda nickte. »Trotzdem sollten wir hier verschwinden.«

Sie zogen sich rasch an und machten sich ohne Verzögerung auf den Weg in das noch verschlafene Dorf.

Sie waren wohl gerade sechs Minuten unterwegs, als ihnen mit heulenden Sirenen vier Fahrzeuge der *Mossos d'Esquadra* entgegenkamen.

Rasch drückten sie sich in ein überhängendes Gebüsch.

»Los! Zum Boulevard! Da sind wir sicherer!«, rief Joyce aus.

Ohne weitere Störung erreichten sie den Platz vor dem großen Supermarkt.

Dort herrschte schon einiger Betrieb. Amanda tippte die Nummer von Michael Ormanns ins Handy. Der meldete sich nach dem vierten Rufzeichen.

»Es ist was im Busch! Nehmt euch ein Fahrrad – das ist am unauffälligsten – und dann zum Flugplatz. Ich bin gleich da.«

Zwanzig Minuten später trafen sie sich am Abfertigungsgebäude.

Der Zeitungsmann wedelte mit den Armen. »Ich denke, eure Telefone sind verwandt. Man hat euch großräumig geortet.«

»Merde!«, stieß Joyce aus. Dann versenkte sie ihr

Gerät in einem mit Wasser gefüllten Trog neben der Carrito de seguimiento. Amanda machte dasselbe.

»Okay«, knurrte Michael Ormanns. »Hier ist der Zündschlüssel. Die Cessna dort. Was anderes ging nicht. Beeilt euch!« Damit wieselte er davon.

Von fern hörten Amanda und Joyce Polizeisirenen.

»Wir sollten uns sputen«, mahnte die Paraforce-Agentin an.

Sie gingen wie normale Besucher der Sportflug-Anlage an den Flachgebäuden vorbei und näherten sich so dem Flugzeug.

»Was ist, wenn man uns vom Tower Probleme macht?«, hauchte Joyce, als sie hinter einem Hangar in Deckung standen.

Amanda grinste. »Mal sehen?«

Sie kniff das linke Auge halb zusammen. Wie ein Zoomobjektiv vergrößerte sich das Fenster des Towers vor dem anderen Auge.

»Hi - tolle Sache, die Weltraumtechnik«, gurrte die Agentin. Langsam erforschte sie, was sie alles konnte.

Joyce lachte leise. »Ich bin gut, nicht?«

Amanda kicherte. Dann konzentrierte sie sich auf das Gebäude. Klar erkannte sie das Haupt-Stromversorgungskabel.

Wenig später bemerkte sie oben im Kontrollraum hektisches Getriebe.

»Los!«, rief sie Joyce zu.

Sie liefen, schnell aber unauffällig, auf das Flugzeug zu.

»Zündschlüssel«, knurrte die Paraforce-Agentin.

Der Propeller begann sich erst stotternd, dann kräftig zu drehen.

»Sprit?«, fragte Joyce.

»Voll«, kam es von Amanda.

Als sie der Rollbahn zustrebten, sahen sie jemanden hinter der Scheibe des Towers gestikulieren.

»Beruhig dich!«, knirsche die Agentin.

Sie erreichten die Runway, Amanda gab Vollgas, die Cessna jagte über den Asphalt.

*Auf des Teufels Pfaden*

*Madrid.*

Pulsierende, nie ruhende Großstadt.

In einem Fach der Zentralpost fanden Amanda und Joyce einen Koffer vor.

Sie hatten es mit der Cessna bis zu einem kleinen Kaff etwa 15 Kilometer vor Madrid geschafft. Dort hatte Amanda die Maschine auf einer Wiese aufgesetzt. Nur unweit einer Bushaltestelle. Auf das öffentliche Gefährt hatten sie nur fünf Minuten warten müssen.

Sollte die *Guardia civil* doch sehen, was sie mit dem Flugzeug machte.

Am Hauptbahnhof der Metropole hatte ihnen ein Kurier eine Nachricht zugesteckt. Michael Ormanns hatte die Geheimnummer angerufen, die Amanda ihm noch rasch zugesteckt hatte.

Nun lagen sie frisch geduscht und in weiße Laken gehüllt auf dem breiten Bett im Hotel Miramar.

Das Zweisternehotel lag mitten in der Altstadt. Nur

unweit der Botschaft.

Joyce trommelte mit den gepflegten Fingern auf das Bettlaken. »Wie kommen wir rein?«

»Das Hotel hat ein Flachdach ... die britische Botschaft auch.«

Die Wissenschaftlerin richtete sich ruckartig auf. Dabei glitt das Tuch von ihrem Busen. »Du denkst nicht, was ich denke ...?«

Amanda kicherte. »Auf dem Weg hierher sah ich den Hinweis eines Paragliding Klubs.«

Joyce atmete schwer. »Scheiße, ich bin vor zwanzig Jahren das letzte Mal geflogen!«

»Dann wird's Zeit«, kam es nur zurück.

In dem Koffer, den ihnen Paraforce zugestellt hatte, fanden sie alles, was sie brauchten.

Angefangen von neuen Pässen bis hin zur Glock 18.

»Fünfhundert Schuss Munition ... das reicht«, orakelte Joyce.

Amanda betrachtet eine Patrone. »Für diese Welt-  
raummonster sollten wir wenigstens fünfzig Schuss  
anpeilen. Die Biester sind zäh.«

Das übernahm die Wissenschaftlerin, während die Agentin am frühen Abend den Paragliding Klub aufsuchte.

Als sie später im Top-Outfit beim Abendessen im  
Hotelspeisesaal saßen, erklärte Amanda, dass sie nun  
jeden Winkel des Klub-Bereiches kannte.

»Heute Nacht besorgen wir die Gleitschirme.«

Zwei Stunden später hielt der klapprige Kastenwagen an der Rückfront des Klub-Geländes.

»Hier wird nichts bewacht«, zischte Amanda.

Es klackte leicht, als sie das Schloss des Zaungittertores öffnete.

Im sanften Mondlicht lag eine Wiese vor ihnen. In fünfzig Meter Entfernung erhoben sich zwei Flachbauten.

Amanda deutete stumm nach vorn.

Sie hatten sich dem ersten Gebäude bis auf wenige Meter genähert, als Amandas linker Fuß an etwas stieß.

Sie zuckte zusammen. Schnell zog sie die kleine Stablampe aus dem Lederbeutel, der am Gürtel ihres Ninja-Anzugs hing.

Der gebündelte Strahl riss ein entsetztes Gesicht aus der Dunkelheit.

Amanda kannte es.

»Die Kursleiterin«, hauchte sie.

Joyce bückte sich. »Mindestens drei Stunden tot.«

Erst jetzt sahen sie die tiefe Wunde am Rücken. Die Kleidung war dort zerrissen.

»Wie von einer Bärenpranke«, murmelte Amanda.

Joyce zog die Luft durch die Nase ein. »Bären gibt es hier nicht.« Sie zog die Glock aus dem Gürtelhalfter.

Da vernahmen sie Geräusche aus dem Innern des Gebäudes, an dessen Rückseite sie standen.

Joyce machte Amanda ein Zeichen. Sie liefen geduckt um das Gebäude herum. Die Eingangstür aus Bohlenholz knarrte leicht im Nachtwind.

Die beiden Frauen positionierten sich rechts und links von der Tür.

Schritte auf Holz – dann der Schatten.

Amanda sprang vor und hielt den Lichtkegel ihrer Lampe auf die Gestalt in der Tür stand ...

»Justine Marlow«, zischte Amanda Harris. Wie viele Körper von ihr gab es?

Die Augen der AIRWINGS-Inhaberin begannen zu glühen. Dann schnellte eine Echsenzunge nach vorn. Ehe Amanda etwas tun konnte, wurde ihr die Waffe aus der Hand gewirbelt.

Da detonierte der Schuss.

Justine Marlow quiekte unnatürlich auf. Etwas Grünes rieselte aus der Schusswunde anstelle von Blut. Der Körper wand sich ... dann wurde alles herum nebelhaft ...

Amanda starrte auf die Stelle, an der Justine Marlow ... oder besser die Imitation ... gestanden hatte. Nur etwas grünliche, übel riechende Flüssigkeit sammelte sich auf den Holzdielen. Aber die Gestalt selbst war verschwunden.

Joyce Coventree sprang vor. »Verflucht! Sie hat sich wieder ins Raum-Zeitgefüge retten können. Wir müssen herausfinden, was sie hier gesucht hat.«

Im Büro des Klubs herrschte Chaos.

Ein Tresor war so gewaltsam geöffnet worden, dass die Stahltür schräg in den Angeln hing.

»Wer kann solche Kräfte aufbringen ...« Es kam völlig entgeistert von der Wissenschaftlerin.

Auch Amanda schluckte. »Wir wissen nichts über diese ... Echsen.«

Was sich so Wichtiges in dem Tresor befunden hat-

te, ließ sich zurzeit nicht ergründen. Doch sie entdeckten etwas anderes.

Eine astronomische Karte.

Laut Rand-Ausdruck vom Mount Palomar Observatorium.

Vom unteren Rand der Karte zog sich eine rot eingezeichnete Linie durch das Band der Milchstraße bis zu einem Sternensystem.

NGC 6960 – Sektor Y lautete eine Bezeichnung.

»Sturmvogel ...«, murmelte Joyce. »1500 Lichtjahre entfernt im Sternbild Schwan.«

Amanda holte tief Luft. »Über einen Transmitterstrahl werden von dort Extraterrestrier zum Mond geholt. Samt diversem Material. Vom Mond kleine Einheiten zur Erde. Wieso?«

Joyce setzte sich in einen alten Drehsessel. »Die NASA plant einen neuen Transporter. Den HPT6799 ENTERPRISE. Gebaut wird er von AIRWINGS.«

Amanda schüttelte den Kopf. »Was hat Justine Marlow davon?«

Joyce lachte böse. »Sie erhoffte sich Macht und Geld. Dass man sie ... sagen wir mal ... umwandeln würde, hat sie nicht ins Kalkül gezogen.«

»Eigentor!«, rief Amanda.

Joyce nickte. »Jedenfalls müssen wir die Invasion stoppen.«

Eine Stunde später, im Hotel, informierte die Paraforce-Agentin ihren Chef, Blackstone, über die sichere Leitung.

»Himmel!«, stöhnte der. »Was soll ich da unterneh-

men können?!«

Amanda grinste diabolisch. Das konnte Blackstone allerdings durch das Spezial-Telefon nicht sehen.

»Sie können einen Satelliten auf den Traktorstrahl richten und so den Transport zum Mond unterbrechen.«

Ihr Chef in New York stöhnte erneut auf. »Welchen Satelliten, Miss Harris?«

Der Agentin platzte der Kragen. »Verarschen Sie mich nicht! Die NASA hat vor acht Wochen den angeblichen Forschungssatelliten PC773 ins All geschossen. Ich weiß ... Sir, ich weiß, dass dieses Ding militärischen Charakter hat und mit einer neuartigen Desintegrator-Waffe ausgerüstet ist. Also halten Sie mich nicht für blöd. Setzen Sie das Ding ein! Notfalls holen Sie den US-Präsidenten aus dem Tiefschlaf! Lady Coventree und ich riskieren unseren Hintern in der Botschaft. Also bewegen Sie gefälligst den Ihren!«

Amanda unterbrach die Verbindung.

Ihr Busen hob und senkte sich hektisch.

Joyce umarmte sie von hinten. »Fahr runter, Baby. Er braucht so was ab und zu.«

Sie kicherte.

Die Agentin beruhigte sich. »Okay ... wir haben alles hier zusammen.« Sie deutete auf den unförmigen dunklen Packen in der Ecke neben der Tür zum Bad.

### *Todesreigen*

Ein schon stürmisch zu nennender Wind erfasste Amanda und Joyce auf dem Dach des Hotels.

Mit aller Macht mussten sie die Gleitdrachen festhalten.

Amanda warf der Wissenschaftlerin einen Seitenblick zu. »Alles klar?«

Joyce Coventree wirkte blass in dem Spezialanzug.

Amanda lächelte. »Wenn was schief geht, sehen wir uns vielleicht in einer anderen Zeitebene wieder. Darin haben wir doch schon Übung.«

Joyce lächelte unglücklich. »Mal sehen.«

Dann gab die Paraforce-Agentin das Startzeichen.

Wie überdimensionale Fledermäuse wurden sie vom Dachrand erst in die Tiefe, dann in die Höhe gewirbelt.

Von fern blinkten die Lichter der Botschaft herüber.

Einmal drohte Joyce gefährlich abzudriften, doch dann schafften beide eine Punktlandung.

Die Paraforce-Agentin hatte den Innenplan der Botschaft in ihr fotografisches Gedächtnis gespeichert.

Durch ein Belüftungsgitter, welches Amanda mit dem beinahe lautlosen Akkuschauber öffnete, konnten sie sich mit einer Spezialeilwinde in das Gebäude hinunterlassen.

Der breite Schacht mündete an einer T-Kreuzung. Direkt vor ihnen befand sich ein Wartungsgitter.

Diffuses Licht drang bis in den Schacht.

Auch hier kam der kleine Akkuschauber zum Einsatz.

Wenig später sprangen sie auf einen Flur mit dickem Teppichboden. Amanda stand auf den Zehenspitzen, um das Gitter wieder an seinen Platz zu set-

zen.

»Wir sind im achten Stockwerk«, flüsterte die Agentin Joyce zu. »Die Konferenzräume liegen direkt hier drunter.«

Sie schlichen den Gang entlang, der eine leichte Biegung machte. Da blieb Amanda ruckartig stehen. Joyce stieß an ihren Rücken.

»Ver...«

Dann sah sie auch die Kamera.

»Shit! Wie kommen wir da vorbei?«

Amanda grinste nur und kramte etwas aus dem kleinen Lederbeutel an ihrem Gürtel.

Sie hielt den nur drei Zentimeter großen Diskus in der Hand. In der anderen hielt sie ein feuerzeugähnliches Ding. Eine kleine Handbewegung und das Gerät *wieselte* los.

Leicht schwankend, sich aber alsbald stabilisierend.

»Wir haben gleich knapp zwanzig Sekunden, um den dort geöffneten Fahrstuhl zu erreichen«, zischte die Agentin.

Joyce verfolgte gebannt den Flug der Minidrohone.

Plötzlich zerplatzte sie und ein Konfettiregen aus Silberstreifen rieselte vor der Kamera herum.

»Los!«, kommandierte Amanda.

Sie rannten los und erreichten die Kabine. Amanda gab ein Stockwerk unter den Konferenzräumen ein.

Joyce bemerkte, dass die Kabine keine Kamera enthielt.

»Was jetzt?«

Amanda deutet auf die Wartungsklappe in der De-

cke. »Da rauf!«

Nur wenig später hockten sie dort oben.

Joyce stöhnte. »Ich werd zu alt für so'n Scheiß!«

Die Paraforce-Agentin grinste nur.

Der Aufzug hielt.

Mittels einer kleinen Teleskopkamera, die sie durch einen kaum wahrnehmbaren Schlitz der Klappe hielt, erkannte sie einen Wachmann, der irritiert in die leere Kabine sah.

Amanda machte zu Joyce das Zeichen des Schweigens.

Der Wachmann betrat die Kabine, drehte sich um die eigene Achse und zuckte mit den Schultern. Dann nahm er seinen Platz auf dem Flur wieder ein.

Amanda zog die Kamera lautlos zurück.

»Du willst doch nicht ...?« Joyce blickte nach oben. Wohl sechs Meter lagen zwischen dem Dach und der Tür in der höheren Etage.

»Was sonst«, kam es kurz von der Agentin.

Über die schmalen Leiterstufen an der Wand des Schachtes hangelte sie sich nach oben. Dabei hofften beide, dass niemand den Lift in Betrieb nahm.

Amanda öffnete mit aller Kraft, aber vorsichtig die Schiebetür.

Die beiden Frauen vernahmen Stimmen.

Amanda schob vorsichtig den Kopf durch die Tür. In vier Metern Entfernung standen zwei Männer. Sie wandten dem Aufzug aber den Rücken zu.

Amanda robbte als Erste geräuschlos auf den Flurteppich. Joyce folgte wie eine Schlange.

Die Agentin wunderte sich wieder mal über diese immer noch trainierte Frau.

Auf Zehenspitzen näherten sie sich den Männern. Sie beobachteten eine geschlossene, breite Tür.

Es ging blitzschnell.

Sie zogen die Männer um die Ecke, sodass man sie nicht sehen konnte, wenn jemand die Tür öffnete.

Joyce sah Amanda an. »Dein Auge ist ja schon trainiert. Setz es jetzt ein«, flüsterte sie.

Amanda holte tief Luft, dann schloss sie ein Auge und konzentrierte sich.

Acht Personen saßen um einen Tisch. Zwei davon Frauen.

Eine der Frauen und vier Männer besaßen in Aman- das Spezialauge eine leichte bläuliche Korona.

Amanda schloss das Auge und stieß hervor: »Ich muss da rein.«

Eine halbe Stunde später hatten sie die Lösung. Sie waren zwei Mädels in Servicekleidung gefolgt. Sie fuhren mit dem Lift zwei Etagen tiefer zu einer Küche.

Sich in einem angrenzenden Raum Servicekleidung zu bemächtigen, stellte kein großes Problem dar. In dem Umkleideraum gab es Kleidung verschiedener Größen, da wohl öfter Personal für Stunden eingestellt wurde. Bewachung gab es hier unten nicht. Diese beschränkte sich auf den Konferenz- und den Eingangsbereich.

Hier rechnete man nicht mit Unbefugten.

Amanda grinste, als sie Joyce in dem schwarzen

Kleidchen, der weißen Schürze und den hochhackigen schwarzen Pumps sah.

»Steht dir gut«, feixte sie.

Joyce verzog das Gesicht. »Dito ... aber diese Schuhe ...?«

Die Agentin zuckte die Achseln. »Man legt wohl etwas Wert auf Erotik.«

Sie schnappten sich in der Küchenausgabe einfach jede ein Tablett und fuhren mit dem Lift wieder nach oben.

Mit den Getränken betraten sie den Konferenzraum.

Unter ihren weißen Schürzen hatten sie ihre Waffen verbergen können.

Amanda fixierte die Personen.

Das Gespräch war unterbrochen worden.

Sie servierten die Getränke auf einem Beistelltisch an dem Panoramafenster.

Unbemerkt platzierte Amanda einen kleinen Sender hinter der Seitengardine.

Sie verließen den Raum und liefen den Flur entlang. Alsbald fanden sie die Tür mit der Aufschrift *Restroom*.

Amanda atmete auf. Sie lehnte sich an die Fensterbank. Das schmale Fenster war mit Milchglas bestückt.

Joyce kontrollierte die drei Kabinen. Sie waren allein.

Nun schaltete Amanda den Empfänger ein.

»Heaven!«, entfuhr es Joyce, als sie statt verständlicher Stimmen eher ein Grunzen und Quieken vernah-

men.

»Eine völlig fremde Sprache«, stieß die Wissenschaftlerin aus. »Nicht von dieser Welt!«

»Richtig, Lady Coventree«, ertönte es da aus einer Ecke des Toilettenraums.

Wie aus dem Nichts stand dort Justine Marlow.

Amanda verzog die Mundwinkel. »Sind sie Justine Marlow ... oder eine verfluchte Echse?«

Die Angesprochene lächelte böse. »Finden Sie es heraus!«

Da blaffte der Schuss aus Joyce' Glock.

Der Körper der Marlow bäumte sich auf. Dann spritzte grünliche Flüssigkeit. Der menschliche Körper zerfiel und ein krokodilähnliches Wesen schlug auf den Bodenfliesen auf.

Joyce senkte die Glock. »Was nun? Bullshit!«

Amanda blies die Backen auf. »Wir gehen hin und eliminieren die Bande!«

Als sie kurz darauf den Konferenzraum betraten, war dieser ... leer.

Sie standen einen Moment verblüfft da.

Da knallte es und die Panoramascheibe zerbarst in tausend Stücke.

»Runter!«, schrie Joyce.

Amanda lag schon auf dem Teppich. Vor dem kaputten Fenster sahen sie den schwarzen Bell.

»Raketengeschoss!«, kommentierte die Agentin gepresst.

Dichter Rauch durchzog den Raum. Man sah kaum einen Meter weit.

»Raus!«

Sie stoben auf den Flur.

Da kamen ihnen fünf schwer bewaffnete Sicherheitsleute entgegen.

Amanda und Joyce feuerten gleichzeitig.

»Fahrstuhl!«, kommandierte Amanda.

Sie hetzten in weiten Sprüngen auf die Kabine zu. Die Tür stand noch offen.

Sie warfen sich in den Lift. Noch im Sprung betätigte Amanda den untersten Knopf.

Zwei Kugeln zerfetzten den Spiegel an der Kabinenrückwand. Dann schloss die Tür.

Der Lift bewegte sich abwärts. Ätzend langsam, wie es den beiden Frauen vorkam.

Endlich ... ein sanfter Ruck ... die Tür schob sich zur Seite.

Mit den Waffen im Anschlag schauten sie sich um.

Sie befanden sich in der Tiefgarage.

Amanda rannte auf eine der fünf Limousinen zu, die dort parkten.

Ein Benz schien gepanzert zu sein.

»Den nehmen wir!«, rief sie.

Sie fackelte nicht lange und setzte ihren Laserstrahl des rechten Auges ein. Das Schloss knackte, die Tür ließ sich öffnen. Joyce und Amanda sprangen hinein.

Über ihren Röntgenblick erfasste die Paraforce-Agentin den Kabelbaum des Zündschlosses.

Dann - ein konzentrierter Impuls ... der Motor sprang an.

»Gurt!«, rief Amanda.

Da gab sie schon Gas. Sie jagte den Wagen direkt auf siebzig. Die Pneus jaulten in der Kehre zur Ausfahrt.

Ein Gittertor.

»Aufpassen! Festhalten!«, rief die Agentin.

Joyce krampfte sich zusammen und griff mit beiden Händen zu dem Griff über der Beifahrertür.

Es krachte, kreischte und knirschte.

Das Gitter verbog sich und flog aus den Angeln. Etwas knallte auf die Frontscheibe ... doch diese hielt stand.

Der Benz sauste die Auffahrt hoch.

Oben gab es einen scharfen Bodenknick. Der schwere Wagen verlor den Bodenhalt und setzte dann hart wieder auf. Um Haaresbreite kollidierten sie mit einem Van, der eben die Ausfahrt blockieren wollte.

»Pech für dich!«, knirschte Amanda.

Eine schmale Gasse. In hundert Metern Entfernung verlief die Hauptstraße.

Amanda drückte das Gaspedal bis zum Anschlag. Der Motor dröhnte im dritten Gang.

Da sahen sie die aufgeblendeten Scheinwerfer.

Ein zweiter Benz.

Joyce schrie auf, als Amanda schnurgeradeaus auf den Wagen zuhielt.

In wahrlich letzter Sekunde riss der andere Fahrer das Steuer herum.

Eine MPi-Garbe schrammte an der Fahrerfront des Wagens vorbei, ohne nennenswerten Schaden anzurichten.

Hauptstraße!

Rote Ampel!

Amanda gab mehr Gas.

Der Benz schoss über die Kreuzung.

Bremsen quietschten. Eine Hupe ertönte.

»Verpiss dich!«, spie die Agentin aus.

Auf der Gegenfahrbahn rasten sie auf die Ausfallstraße zu. Irgendwo am Himmel machte Amanda einen Suchscheinwerfer aus.

Man verfolgte sie mit einem Hubschrauber.

»Wohin?«, schrie Joyce fragend.

»Airport!«, kam es nur knapp als Antwort.

Die Paraforce-Agentin hatte keine Zeit, auf weitere Fragen zu antworten.

Sie zog den Benz in eine lang gezogene Kurve. Das Heck brach leicht aus, aber Amanda fing den Wagen ab.

Da!

Der Helikopter senkte sich auf die Straße herab.

Gleichzeitig tauchten aus einem Seitenweg zwei grelle Scheinwerfer auf.

Die Agentin fluchte, dass ein alter Bostoner Bierkutscher schamrot geworden wäre.

Der Wagen hinter ihnen – es schien ein *Hummer* zu sein – raste knapp hinter dem Benz auf die Ausfallstraße.

Vor ihnen schaukelte leicht der Bell.

»Der wird uns abschießen!«, schrie Joyce.

Der Hummer kam näher.

Vermutlich wollte er den Benz rammen.

Da sah Amanda über ihr Chip-Auge in Zoom, wie

der Pilot des Helikopters auf einen Knopf drückte.

Der Hummer war bis auf knapp zehn Meter heran.

»Nicht mit mir«, knirschte Amanda und zog die Handbremse.

Gleichzeitig kuppelte sie aus und rammte den Rückwärtsgang rein. Das Getriebe protestierte.

Der Benz drehte sich um 180 Grad und schlingerte auf den Straßenrand zu.

Amanda gab im Rückwärtsgang Vollgas.

Der Lichtblitz, der entstand, als das Raketengeschoss den Hummer im wahrsten Sinne des Wortes atomisierte, blendete die beiden Frauen.

Obwohl halb blind, rammte die Argentinin den ersten Gang rein. Der Benz drehte sich mit qualmenden Reifen auf der Stelle wieder um 180 Grad und raste dann auf den Bell zu.

Der Pilot war zu irritiert, um rasch zu reagieren. Das Dach der Limousine rammte eine Kufe.

Es knirschte ohrenbetäubend und Joyce zog den Kopf ein, als sich das Dach um mindestens zwanzig Zentimeter nach unten bog.

Amanda umklammerte das Lenkrad und brachte den Wagen wieder in die Spur. Wie ein Schatten trudelte etwas seitwärts, dann hüllte sie flammendes Inferno ein.

Amanda stand beinahe auf dem Gaspedal, als der Wagen durch die Feuerwand schoss.

*Das Nest*

Dunkelheit senkte sich über den Flughafen Madrid.

Seit vier Stunden lagen sie im hüfthohen, aber teils verdorrten Gras vor dem Zaun des militärischen Bereichs.

Auf einem separaten Platz, von zwei Wachen und einem Kommandowagen abgeschirmt, stand eine Antonow AN-124.

»Weshalb denkst du, dass sich dort die ... Echsen aufhalten?«, wollte Joyce wissen, als Amanda bei der Ankunft auf die Maschine gedeutet hatte.

»Weil es die größte Transportmaschine der Welt ist. Nur dort kann man entsprechende Lebenserhaltungs-Aggregate installieren.«

»Die Russen spielen da mit?«

Amanda hatte nur geschraubt. »Vermutlich wurde das Flugzeug konfisziert ... die Besatzung übernommen ... wer weiß das schon?!«

Amanda überlegt, die Maschine zu sprengen. Dann hatte man zwar nicht das Problem völlig aus der Welt geschafft, aber zum Mindesten die Invasion vorläufig gestoppt.

»Wie willst da das bewerkstelligen?«, knurrte Joyce.

Da meldete sich das Spezial-Telefon der Paraforce-Agentin.

Blackstone.

»In minus 56 Minuten wird der Desintegratorstrahl auf den Mondbereich gerichtet. Ich konnte die NASA überzeugen.«

Von Amanda kam es nur trocken: »Fantastisch!«

Nun lagen sie hier und hatten noch zwanzig Minuten.

»Ich muss näher ran«, zischte die Agentin. »Dann kann ich versuchen, einen Kabelbrand im Tankbereich der Maschine zu entfachen.«

»Das kann Alarm geben«, gab Joyce zu bedenken.

Amanda kicherte. »Die Kabel der Kameras habe ich schon sondiert. Ich schalte sie aus und habe dann circa vierzig Sekunden Zeit.«

»Halleluja!«, kam es gepresst zurück.

Amanda konzentrierte sich und ihr rechtes Auge begann unnatürlich zu glühen. Auf der Grasnarbe kurz hinter dem Zaun begann es zu dampfen.

Zwei Minuten später schmolz auch der Zaundraht vor ihr.

Sie robbte los.

Joyce hielt die Luft an.

Nach wenigen Metern erhob sich die Agentin in die Hocke und nahm hinter einem Steinhügel Deckung.

Da traf Joyce der mörderische Hieb.

In diesem Moment züngelten auf der linken Tragfläche der Antonow Flammen empor.

Dann die Explosion.

Amanda sprang zurück und robbte durch den Zaun. Sie sah Joyce.

»Scheiße!«

Sie ging in die Knie und schlug der Wissenschaftlerin mehrfach kurz auf die Wagen. Die öffnete die Augen und blinzelte in den Feuerschein.

»Thunder ... was ist passiert?«

»Das frage ich dich«, kam es von Amanda zurück.

Auf dem Flugfeld herrschte Aufruhr.

»Weg hier!«, rief die Paraforce-Agentin.  
Da meldete sich ihr Telefon.  
»Operation ausgeführt«, kam es knapp von Blackstone.

### *Finale*

Die Uhr zeigt zwanzig Minuten nach Mitternacht.

Amanda und Joyce saßen sich entspannt in der Hotelbar gegenüber.

Joyce hob das Rotweinglas.

»Ist ja noch mal gut gegangen«, bemerkte sie leise.

Amanda zuckte die Achseln. »Ich denke nicht, dass es schon ausgestanden ist.«

Joyce blickte sinnend in das Glas. »Du denkst, es gibt noch andere Stützpunkte?«

»Du nicht?«

Joyce machte eine überlegende Mimik. »Möglich wäre es. Das Hotel Roses existiert weiter. Wenn auch der Transportstrahl gestört ist.«

Die Agentin blickte auf die Tischplatte.

»Ich werde abwarten, was Blackstone plant.«

Joyce lächelte. »Dem wird schon wieder was einfallen.«

Amanda seufzte. »Feiern wir den momentanen Erfolg.«

Joyce nickte.

Sie hoben die Gläser. Durch die satte Farbe des Weines sah Amanda Joyce' Antlitz.

Da zogen sich Amandas Augen zusammen.

Ehe ihr Gegenüber den Stecher der Glock durchzie-

hen konnte, blaffte der Schuss aus Amandas Waffe.

Joyce Coventree wurde samt des Stuhles zurückgeschleudert.

Grünlicher, übel riechender Nebel trat aus dem zerfetzten Kopf. Der Körper zerfiel und grüne Schuppenhaut wurde sichtbar, die langsam in sich zusammenfiel.

ENDE

